Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz
Band: 91 (1999)

Rubrik: Denkmalpflege im Kanton Schwyz 1998/99

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Denkmalpflege im Kanton Schwyz 1998/99

Markus Bamert

Schwyz: Ital Reding-Haus, Restaurierung kleiner Saal

Die Restaurierungsvorhaben der letzten 15 Jahre

Im Verlauf der letzten 15 Jahre hat die Stiftung Ital Reding-Haus sukzessive grosse Restaurierungsvorhaben durchgeführt, so die Sanierung des Ökonomietraktes und die Einrichtung der Kantonsbibliothek (MHVS 78/1986), den Bauuntersuch des Hauses Bethlehem mit dem überraschenden Resultat des Altersuntersuchs und die anschliessende Gesamtrestaurierung (MHVS 79/1987 und 81/1989), die Aussenrestaurierung des Hauptgebäudes, die das Gesicht der Fassaden stark verändert hat (MHVS 1987/88) und die Sanierung der Umfassungsmauer der ganzen Hofstatt sowie der Gartenhäuschen (MHVS 87/1995).

Ausserdem wurden alljährlich grössere und kleinere Unterhaltsarbeiten durchgeführt, die zur Erhaltung der wertvollen Bausubstanz beitragen. So wurde im Herbst 1998 die Sockelmauer mit dem Festsaal des Hauses Bethlehem überholt. Dies war nach den Bauarbeiten im benachbarten Areal des Mythen-Forums notwendig geworden. Im Zusammenhang mit Bauvorhaben an der Reichsgasse wurde zudem die Katzenkopfpflästerung im vorderen Teil der Reichsgasse wiederhergestellt (MHVS 90/1998). Die Hälfte der Wegbreite befindet sich im Besitz der Stiftung. Schliesslich erhielt der Vorplatz zwischen Haus Bethlehem, Stall und Kantonsbibliothek eine Natursteinpflästerung sowie abgrenzende, naturnahe Bepflanzungen und wurde mit einem Parkierungsverbot belegt.

Zu den Restaurierungsvorhaben im Innern

Nachdem die Hauptarbeiten an den Gebäuden und der Umgebung im Wesentlichen abgeschlossen sind, hat sich der Stiftungsrat der Stiftung Ital Reding-Haus mit der

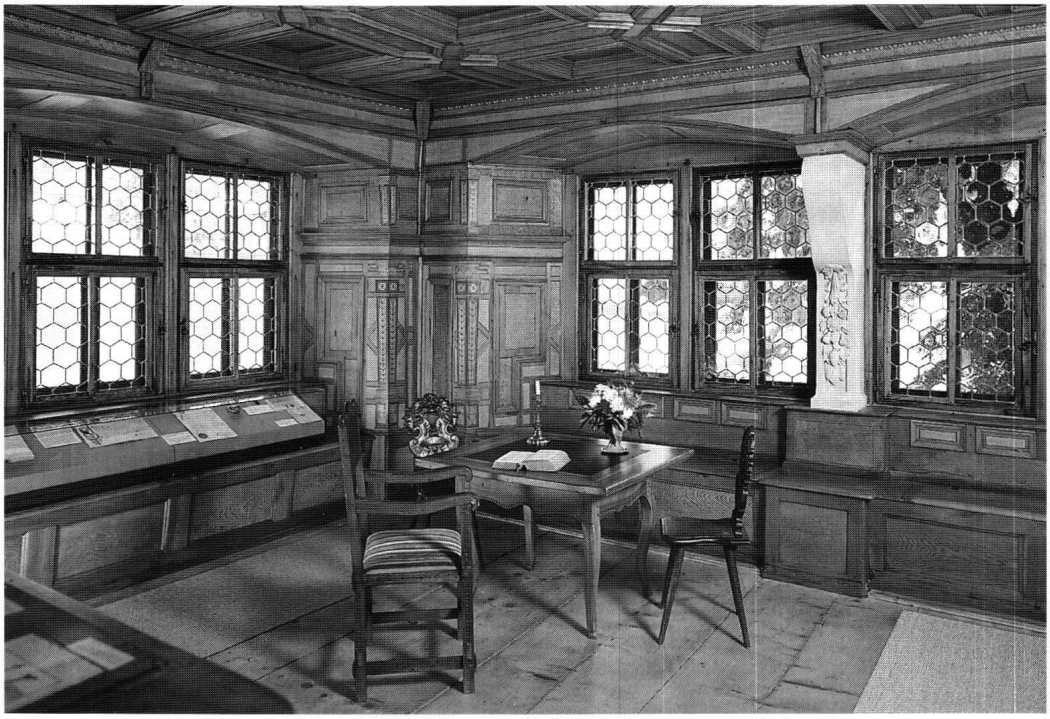

Abb. 1: Schwyz, Ital Reding-Haus, Kleiner Saal. Nach der Entfernung der obersten Firnisschicht wird die Differenzierung der verschiedenen Holzarten deutlich sichtbar. Die Truhenbänke sind unter Verwendung der originalen Vorderfronten wiederhergestellt. Der einfache Bretterboden gehört zur Originalsubstanz.

Innensanierung befasst. Alle Beteiligten waren und sind sich in Anbetracht der hohen Qualität der Ausstattung bewusst, dass hier sehr sorgfältig vorgegangen werden muss. Anderseits konnte mit den Arbeiten nicht länger zugewartet werden, wollte man nicht mit einem erheblichen Substanzverlust rechnen. Vor allem waren die Tonplattenböden in den Hallen recht schadhaft geworden. Viele Tonplatten lagen lose auf den Mörtelschichten. Der Mörtel war im Verlauf der fast vier Jahrhunderte, die er überdauert hatte, mürbe geworden. So fielen immer mehr loser Sand und Kalkstaub von den oberen Geschossen durch die Ritzen der Bretterdecken auf die unteren Böden. Dadurch bestand die Gefahr, dass die gealterten Tonplatten in einzelne Teile zerbrechen könnten. Es erwies sich als notwendig, alle Platten auszubauen, das Mörtelbett zu entfernen und die Platten im neu eingebrachten Kalkmörtel wieder zu verlegen. Beim Ausbau des mürben Mörtels zeigte sich, dass die tragenden dicken Bohlen, die zugleich Boden und Decke bilden, sich in einem hervorragenden Zustand befinden. Beim Ausbau wurden gebrochene Platten provisorisch zusammengeklebt und die ganzen Platten sowie die zusammengehörigen Bruchstücke neu verlegt. Da trotzdem mit geringfügigen Verlusten gerechnet werden musste, und völlig zerstörte Platten nicht wiederverwendet werden konnten, war die Beschaffung entsprechenden Ersatzmaterials notwendig. Der Plattenleger verstand es, die Platten so zu verlegen, dass die Ausstrahlung des gealterten Bodens erhalten blieb.

Auf diese Weise wurden bis jetzt die Hallen des Hochparterres und des ersten Obergeschosses saniert, so dass diese wiederum gefahrlos für Tonplatten und Besucher begangen werden können.

Die Restaurierung der Prunkräume

Der Befund

Die Abfolge der Prunkräume des Piano Nobile ist nicht nur für Schwyz, sondern für die Wohnkultur des 17. Jahrhunderts in der ganzen Schweiz von grosser Bedeutung. Die reiche Ausstattung der Räume mit Kassettendecken und intarsierten Wandtäfern zeigt, auf welche Art unsere einheimischen Kunsthandwerker welsches Gedankengut aufgenommen und neu interpretiert haben. Die Gestaltung der Kassettendecken geht auf Stichvorlagen des italienischen Architekturtheoretikers Sebastiano Serlio zurück. Die Ausstattung dieser Raumfolge muss zwischen 1640 und 1660 entstanden sein.

Grosse Sorgen bereiten seit der Übernahme des Hauses durch die Stiftung im Jahre 1982 die Parkettböden in den Prunkräumen des ersten Obergeschosses. Teilweise waren die Böden stark ausgelaufen, teilweise waren die einzelnen Platten so stark geschwunden und die Fugen so breit geworden, dass die Stabilität des Bodens dadurch gelitten hatte. Am schlechtesten erhalten sind die Böden des ehemaligen Esszimmers in der Südwestecke sowie im sogenannten Kleinen Saal in der Nordostecke. Bei beiden Böden kann man feststellen, dass das Niveau in Bezug zu den Einbaumöbeln nicht stimmt, geringfügig bei der Kredenz im kleinen Saal, stark im Esszimmer.

Ferner hatte sich gezeigt, dass bei den intarsierten Wandtäfern aller Prunkzimmer trotz des gewährleisteten kleinen Unterhalts mit der Zeit intensivere Massnahmen notwendig sein würden. Es bestand indessen nie die Absicht, die Täfer auszubauen und im Atelier zu restaurieren. Bei jedem Ausbau ist mit einem bedeutenden Substanzverlust zu rechnen, da die Täfer zum Teil mit grossen, handgeschmiedeten Nägeln an die Wände und die Balkendecke montiert sind. Auch kann jede Klimaschwankung durch den Transport und die auswärtige Lagerung zu irreversiblen Verschiebungen führen. Hier musste also eine Lösung gesucht werden, wie die Täfer am angestammten Ort saniert werden können.

Der Stiftungsrat hat beschlossen, als ersten Raum den Kleinen Saal zu restaurieren. Vorgängig wurde eine Zustandsanalyse für die Täfer aller Räume durchgeführt. Diese Abklärungen ergaben, dass die Täfer der Räume zu verschiedenen Zeiten auf unterschiedliche Art nachbehandelt worden sind. Chemische Analysen haben zu überraschenden Resultaten geführt. Man war bisher immer der Meinung, dass Wandtäfer mit einer Wachs-Harzmischung poliert und behandelt wurden. So werden Oberflächenbehandlungen von Wandtäfern und Möbeln des 17. Jahrhunderts in der Literatur auch beschrieben und bei Restaurierungen erneuert. Beim chemischen Untersuch der Wandtäfer wurde jedoch als unterste Schicht bei allen drei untersuchten Zimmern eine grundsätzlich andere Behandlungsart festgestellt. Auf dem Holz fand sich als originale Oberfläche eine im wesentlichen stickstoffhaltige Schicht, die tief ins Holz eingedrungen war. Dieser Befund deutet auf eine Behandlung mit tierischen Eiweissen hin. Es scheint, dass die rohen Wandtäfer mit heiss aufgetragenem tierischem Leim, vermutlich einem feinen etwa aus Hasenfellen hergestellten Hautleim, getränkt und anschliessend poliert wurden. Das heisse Auftragen des Leims erklärt

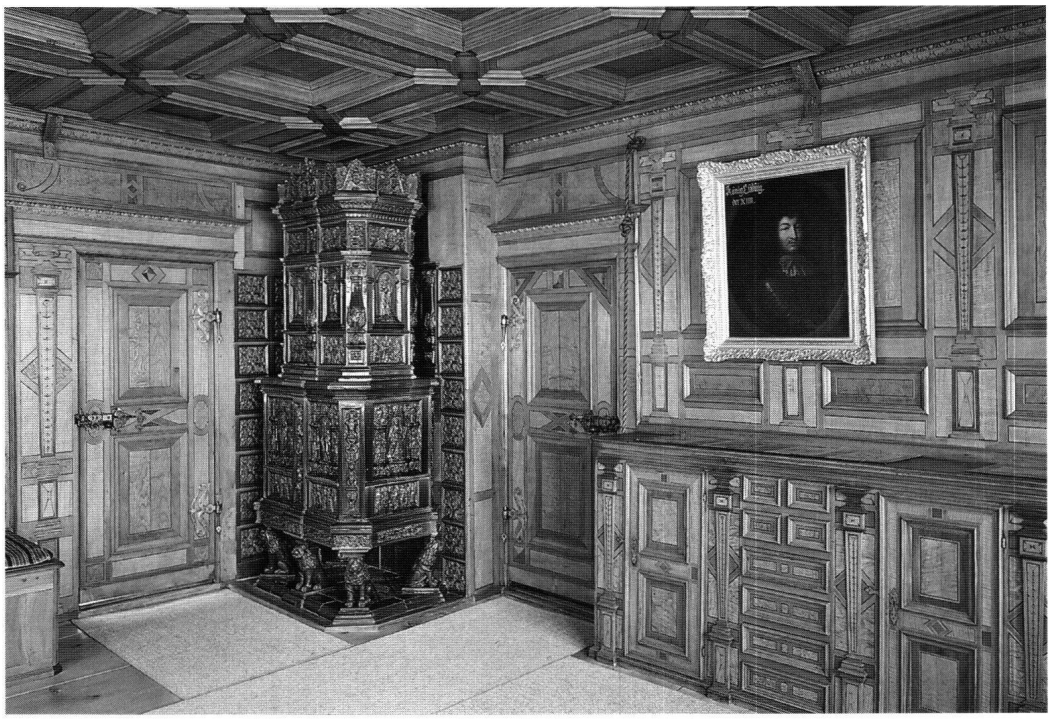

Abb. 2: Schwyz, Ital Reding-Haus, Kleiner Saal. Die Kredenz steht direkt auf dem alten Bretterboden. Links ist die mit den originalen Teilen wiederhergestellte Truhenbank sichtbar.

auch die grosse Eindringtiefe des Eiweisses in die Poren des Holzes. Somit hat der Kunsthandwerker die Oberfläche der Täfer mit dem gleichen Produkt behandelt wie er auch die Furnierstücke auf den Tannenträger geleimt hat. Dies führt zu einer spannungsarmen Oberfläche, welche die an sich gute Erhaltung der Täfer erklärt, besteht doch durch dieses ausgeglichene Spannungsverhältnis eine geringere Gefahr des Ablösens der Furnierstücke. Zudem erreichte die Politur mit Leim das Aussehen des im 17. Jahrhundert beliebten, aber sehr teuren Bernsteinlackes. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden diese mit Leim polierten Oberflächen in den drei untersuchten Räumen mit Mischungen aus verschiedenen Harzen, Wachsen und Schellack nachbehandelt. Insbesondere der dicke Schellacküberzug auf dem Täfer des Kleinen Saales hat zu Spannungen und zu einer starken Vergilbung sowie einer Krustenbildung des krepierten Lacks auf der Oberfläche geführt. Ausserdem war durch die starke Vergilbung des Lacks die Differenzierung in der Farbgebung durch die verschiedenen Holzarten stark reduziert worden.

Im Zusammenhang mit dem Untersuch waren auch Einblicke in die handwerkstechnische Herstellung der Täferzimmer möglich. Meistens spricht man im Zusammenhang mit den Motiven der Schwyzer Täferzimmer von Intarsien. Fachtechnisch richtig handelt es sich jedoch um sogenannte Marketeriearbeiten. Bei der Intarsie werden aus einem Massivholzträger Motive ausgehoben, die anschliessend mit einem anderen dünnen Holzstück eingelegt (intarsiert) werden. Bei der Marketerie werden auf die ganze Fläche eines unedleren Holzträgers Furnierstücke aus edlerem Holz aufgeleimt. Bei den Redingzimmern sind präzise, teils ausgeschnittene, teils gestanzte Furnierstücke auf einen Tannenträger aufgeleimt. Das Trägerholz ist also vollflächig mit Furnierstücken überzogen. Einzig die Profilstäbe sind aus Massivholz geschnitten. Die verschiedenen Holzarten wurden meistens in ihrem natürlichen Farbton zu einem Bild zusammengefügt. Gebeizte, also farbig behandelte Hölzer sind kaum vorhanden. Einzig bei den schmalen schwarzen Filets, die teures Ebenholz vortäuschen, handelt es sich um in Ammoniak schwarz gebeizte Eiche. Es scheint jedoch, dass einige der schwarzen Filets sogar aus einer dunkel gefärbten Harzmasse bestehen. Bei einigen Furnierstücke wurden die Ränder in heissem Sand nachgedunkelt; dies soll, etwa bei den Schuppen der Pilaster, deren Plastizität betonen.

Die Truhenbänke unter den Fenstern waren zu einem unbekannten späteren Zeitpunkt, vermutlich im späten 18. Jahrhundert beim Einbau eines neuen Bodens, elimi-

Abb. 3: Schwyz, Ital Reding-Haus, Kleiner Saal. Ausschnitt aus dem Wandtäfer mit Probefreilegung. Oben ist der stark nachgedunkelte Firnisüberzug sichtbar. Unten ist dieser entfernt und der ursprüngliche Leimüberzug aufpoliert.

niert worden. Zum Glück wurden aber zumindest die ehemals schräg gestellten Vorderfronten der Bänke nicht vernichtet, sondern an der Wand als Täfer montiert. Einige Rätsel gab zunächst die Südwand auf. Dort sind die beiden oberen Zonen des Wandtäfers anders ausgebildet als an den übrigen Wänden. Zudem war dort der an die Wand zurückversetzte unterste Täferteil anders konstruiert als die in die Fensternischen zurückversetzten Vorderfronten der Truhenbänke. Vergleichsbeispiele aus Schwyz haben gezeigt, dass an dieser Stelle eine sogenannte «Gutsche», also ein kurzes Liegebett, montiert gewesen sein muss. Zu dieser Form passen auch die an der Wand wiederverwendeten Täferteile.

Unter dem Nussbaumboden, der aus konservatorischen Gründen ausgebaut werden musste, fand sich ein älterer Boden, der seit der Bauzeit des Hauses bestanden haben muss. Der darüber liegende Boden stammte, wie seiner Form zu entnehmen war, aus dem späten 18. Jahrhundert. Der darunter liegende einfache Tannenriemenboden war anhand der deutlichen Alterungsspuren bei den Durchgängen während längerer Zeit begangen worden. Vermutlich wurde ein bis zwei Generationen nach der Montage der Wand- und Deckentäfer ein zusätzlicher, wohl dekorativerer Boden eingezogen, der, ähnlich wie der Boden des späten 18. Jahrhunderts, bereits einen Teil des unteren Abschlussprofils der eingebauten Kredenz abgedeckt hatte.

Die Massnahmen

Die Truhenbänke in den Fensternischen wurden mit den original erhaltenen Teilen sowie anhand der original erhaltenen Vorbilder im Grossen Saal wiederhergestellt. Auch die «Gutsche» nimmt heute ihren alten Standort wieder ein. Die zahlreichen losen Furnierteile der Wand- und Deckentäfer wurden mit tierischem Leim zurückgeklebt und wo nötig abgelöst und neu eingesetzt. Der Schellacküberzug konnte mit Abbeizpasten gelöst werden, ohne dass der darunter liegende wässrig gebundene Leimüberzug zerstört wurde. Die originale Oberflächenbehandlung blieb also dort, wo sie unter dem Schellacküberzug noch vorhanden war, erhalten. Diese war nach gut 350 Jahren immer noch polierbar, so dass die Leimpolitur nur bei den Fehlstellen sowie bei den stark reduzierten Partien ergänzt werden musste.

Es war ursprünglich beabsichtigt, den Boden des 18. Jahrhunderts zu restaurieren und erneut einzubauen. Der ausgebaute Parkett wurde jedoch beim Brand einer Parkettfabrik, wo jener zur Restaurierung eingelagert war, vernichtet, so dass er für immer verloren ist. Auf eine Rekonstruktion dieses gegenüber der übrigen Ausstattung ohnehin etwa 150 Jahre jüngeren Parketts wurde in der Folge verzichtet. Heute ist der einfache Riemenboden aus der Bauzeit des Hauses sichtbar, der in einem starken Kontrast zur aufwendigen Gestaltung von Täfer und Decke steht. Dies ist jedoch bei Feudalbauten des 17. und 18. Jahrhunderts durchaus üblich. Sogar in aufwendig stuckierten und bemalten Prunkräumen sind des öftern einfache Tannenriemenböden vorhanden, wie das Beispiel der Bibliothek des Klosters Einsiedeln (MHVS 90/1998) zeigt.

Zwischen den beiden Doppelfenstern auf der Ostseite steht eine Fenstersäule aus Sandstein, die im Zusammenhang mit der Täferausstattung des Raumes um 1650 mit Stuck überzogen worden ist. Diese Dekoration ist, wie auch die Karyatiden im Grossen Saal, das Werk einer oberitalienischen Werkstatt, die eventuell mit dem Bau der neuen Pfarrkirche nach dem Dorfbrand von 1642 in Schwyz tätig war. Es scheint jedoch, dass die Stuckierung im Kleinen Saal formal reduziert worden ist. Erhalten hat sich lediglich deren untere Hälfte mit einem Blumengehänge, während die figürliche Darstellung der oberen Hälfte, die den Fensterbogen stützte, vermutlich nicht mehr existiert. Die Stuckierung wurde geflickt und die originale bräunlich-graue Fassung erneuert.

Durch die grosse Zurückhaltung bei den Restaurierungsarbeiten und der historisch richtigen Behandlung erhielt der Raum sein altes, vornehmes Aussehen zurück und konnte seinen Charme bewahren. Solche wertvollen Räume dürfen Alterungsspuren zeigen, die insbesondere bei einem Ausbau der Täfer und einer damit verbundenen, zu intensiven Restaurierung verloren gehen würden. Dabei dürfen aber verkrusteter Schmutz und jüngere ungeeignete Oberflächenbehandlungen nicht mit würdiger Alterspatina verwechselt werden. Erst durch die Reinigung kommen die verschiedenen Holzarten mit ihren unterschiedlichen Maserungen, Helligkeitswerten und Farbnuancen wieder voll zur Geltung. So kontrastiert der helle Wimmerahorn stark mit dem dunklen, lebhaften Furnier der Edelkastanie oder dem leichten Violetton der Zwetschge, ohne dass das Holz bis auf den Grund abgelaugt und geschliffen werden muss. Die regenerierte Eiweisspolitur verbindet die verschiedenen Hölzer zu einer Einheit und verleiht ihnen einen tiefen, vornehmen Glanz.

Abb. 4: Schwyz, Steinstöckli. Ansicht von Süden. Die turmartige Gesamterscheinung ist für ein Schwyzer Herrenhaus des 16. Jahrhunderts einmalig. Diese orientiert sich an der Form eines mittelalterlichen Wohnturmes.

Schwyz: Haus Steinstöckli

Die bauliche Entwicklung des Steinstöckli

Das Wohnhaus Steinstöckli gehört zur bedeutenden Baugruppe der Hedlinger-Häuser an der Rickenbachstrasse. Innerhalb der gleichen Hofstatt mit gemeinsamer Einfassungsmauer liegen das spätgotische Steinstöckli und das französisch beeinflusste Palais des späten 18. Jahrhunderts mit Mansarddach. Das am Haupteingang 1579 datierte Steinstöckli erinnert in seiner Gesamthaltung an einen Wohnturm. Wohntürme des 13./14. Jahrhunderts sind heute in Schwyz und Umgebung mehrere bekannt. Für das späte 16. Jahrhundert ist die Architektursprache des Steinstöckli für Schwyz jedoch einmalig. Ansonsten sind die Schwyzer Herrenhäuser des 16. und 17. Jahrhunderts als grosse Baukörper mit talorientierten, steilen Giebeldächern konzipiert. Der traditionellen Bauauffassung wird man sich im Vergleich zwischen dem Steinstöckli und dem kaum eine Generation jüngeren Ital Reding-Haus in unmittelbarer Nachbarschaft bewusst. Die Grundrisse des viergeschossigen Hauses sind klein (ca. 10 x 11 m), jedoch geschickt eingeteilt.

Von der originalen Ausstattung aus der Bauzeit hat sich wenig erhalten. Die wichtigsten Elemente dieser Epoche sind die Kassettendecken in der Stube und Nebenstube im

Abb. 5: Schwyz, Steinstöckli. Das Hedlinger-Wappen auf der Westseite des Hauses gehört zur Dekoration des 19. Jahrhunderts. Zu diesem Zeitpunkt wurden auch die Klebedächer erneuert.

ersten Obergeschoss sowie die hölzerne Wendeltreppe in der Nordwestecke des Hauses. Die Ausstattung der übrigen Räume wurde hauptsächlich zur Zeit Johann Carl Hedlingers (1691–1771), dem bekannten Medailleur, um die Mitte des 18. Jahrhunderts verändert; ab diesem Zeitpunkt hatte er im Steinstöckli dauernden Wohnsitz genommen. Unter seiner Leitung wurde das Innere zum Teil in hervorragender Qualität barockisiert. Dazu gehören die Stuckierung eines kleinen Raumes in Erdgeschoss, die Deckenbemalung eines Raumes im zweiten Obergeschoss, die Täferbemalung des Estrichzimmers, der Hausaltar im dritten Obergeschoss sowie das barocke Treppengeländer mit Holzbalustern, die auf die gotische Treppe aufgesetzt wurden. Im weiteren sind verschiedene Türen aus dem 17. und 18. Jahrhundert erhalten. Besonders zu erwähnen ist die Haustüre aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Am Äussern entstanden unter Johann Carl Hedlinger die originellen Fenster in Form von Ochsenaugen und seitlich ausgerundeten Rechtecken an den Haupt- und Quergiebeln. Vermutlich gleichzeitig wurden die gotische Dreiergruppe der Fenster der Haupträume in allen drei Hauptgeschossen zu Gunsten von Einzelfenstern aufgegeben. Das mittlere Fenster jeder Dreiergruppe wurde dabei zugemauert. Zu diesem Zeitpunkt wurden auch Grisaillemalereien über den Fenstern und an den Hauskanten zugetüncht. Bei der Freilegung des Aussenputzes kamen diese aus dem 17. Jahrhundert stammenden Reste der Fassadenmalereien zu Tage. Man darf annehmen, dass auch die Klebedächer auf Geheiss Hedlingers als unmodern entfernt worden sind.

Eine zweite eingreifende Umbauphase fand Ende des 19. Jahrhunderts statt. Wenig vorteilhaft waren dabei die Veränderungen im Innern, da sie die ältere wertvolle Bausubstanz wesentlich beeinträchtigen. Hingegen ist die Umgestaltung von 1899 an den Fassaden originell. Eine Ansicht des frühen 19. Jahrhunderts zeigt das Steinstöckli ohne Klebedächer, sichtbar sind jedoch die Steinkonsolen als Auflager für die Klebedächer. 1899 wurden diese wiederum rekonstruiert und auf die noch vorhandenen Stein-

Abb. 6: Schwyz, Steinstöckli. Die gewundene Holztreppe stammt aus der Bauzeit des Hauses. Im 18. Jahrhundert wurden die reich profilierten Baluster aufgesetzt und die Treppenuntersicht vergipst.

konsolen aufgelegt. Vorbild für diese Rekonstruktion scheinen die Klebedächer am Ital Reding-Haus gewesen zu sein. Da die Sandsteinkonsolen tief in das Mauerwerk eingelassen sind, müssen wir annehmen, dass diese aus der Bauzeit des Steinstöckli stammen. Somit handelt es sich um die ältesten bisher bekannten Klebedächer im Raum Schwyz. 1899 wurden an den Ecken zudem gegossene Putzquader in grober Struktur aufgesetzt sowie das Hedlinger-Wappen und eine Kartusche mit einem Sinnspruch auf die Fassaden gemalt.

Das Konzept sah vor, im grossen Gebäude zwei unabhängige Wohnungen einzurichten. Da die Räume direkt vom Treppenhaus aus über einen kleinen Vorraum erschlossen waren, war der unabhängige Zugang zur oberen Wohnung mit dem bestehenden Treppenhaus nicht möglich. Deshalb wurde auf der Hausrückseite ein bereits bestehender kleiner Anbau vergrössert, damit dort ein Lift eingerichtet werden konnte, der zum dritten Obergeschoss führt. Dadurch konnte das wertvolle Treppenhaus unverändert erhalten bleiben. Im Anbau wurden zudem zweckmässig die neuen Sanitärzellen eingerichtet, die bisher weitgehend fehlten. Die Küche der unteren Wohnung wurde am angestammten Standort in dem nordostseitigen Zimmer des ersten Obergeschosses untergebracht. Die Küche der oberen Wohnung wurde im ostseitigen grossen Dachgiebel, einem ehemaligen Estrich, installiert.

Die Restaurierung der Fassaden

Das Restaurierungskonzept bezweckte, den Zustand des späten 19. Jahrhunderts, der in allen Details gut belegt ist, zu erhalten und soweit nötig zu ergänzen. Eine Rückführung in einen älteren Zustand wäre mit einem grossen Substanzverlust verbunden gewesen.

An den Fassaden wurde der alte Verputz von dicken Farbschichten befreit. Der Verputz, vermutlich im 17. Jahrhundert im Zusammenhang mit den in Freskotechnik aufgemalten Fassadenmalereien angebracht, war grossflächig erhalten. Allerdings musste er aus konservatorischen Gründen mit einer Kalkschlämme überzogen werden. Dabei blieb die alte, stark strukturierte Oberfläche erhalten. Nach der Entfernung der verschiedenen Malschichten kamen die oben erwähnten, fragmentarisch erhaltenen Fassadenmalereien zum Vorschein. Diese beschränkten sich vermutlich auf graue Eckquader sowie rundbogige Fensterbekrönungen, ähnlich in der Art wie sie auch am «Grosshus» in Schwyz existiert hatten. Diese Fragmente wurden dokumentiert und wieder zugemalt. Einzig ein kleines Stück der Eckquader wurde auf der Ostseite zu Dokumentationszwecken sichtbar belassen. Die ockerfarbig schattierten Grisaillemalereien des späten 19. Jahrhunderts mit dem Wappen von Hettlingen und einem Sinnspruch in einer reichen Kartusche wurden konserviert und retuschiert. Intensive Massnahmen, zum Teil als Aufmodelierungen, zum Teil als Steinersatz, waren bei den schlecht erhaltenen Fenstereinfassungen aus Sandstein notwendig. Gut erhalten war hingegen das 1579 datierte Sandsteinportal. Gleichzeitig mit den Freilegungs- und Konservierungsarbeiten wurden Farbuntersuchungen für die Wiederherstellung der Farbgebung von 1899 durchgeführt. Es zeigte sich, dass der Fassadenputz hell gekalkt war. Die Sandsteineinfassungen der Fenster waren in einem mittleren Grauton gefasst. Als Gegensatz dazu waren die Putzquader in einem grau-ockerfarbigen Farbton gefasst, der mit den Schattierungen der Grisaillemalereien korrespondiert. Das Holzwerk der Klebedächer war in einem dunklen Rotton lasiert und die Brettschalungen der Dachuntersichten braunrot bemalt. Zudem fanden sich Reste der intensiven Grünfärbung der Holzfensterläden, die vollständig erneuert werden mussten. Dabei wählte man die Form von Brettläden. Dieses Farbkleid aus einer für das 19. Jahrhundert typischen Kombination von kalten und warmen Farbtönen wurde somit vollständig wiederhergestellt.

Abb. 7: Schwyz, Steinstöckli. Die Kassettendecke in der Stube des ersten Obergeschosses dürfte die älteste ihrer Art in Schwyz sein.

Abb. 8: Schwyz, Steinstöckli. Hausaltar im dritten Obergeschoss. Leider ist das Altarbild verloren. Vermutlich handelt es sich, wie bei den Ausmalungen der Räume im zweiten und vierten Obergeschoss, um eine eigenhändige Arbeit Johann Carl Hedlingers.

Die Restaurierung des Innern

Die Arbeiten im Innern galten neben der Einrichtung neuer Küchen und Sanitäranlagen der Erhaltung der überlieferten Substanz aus der Bauzeit und aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Der kleine Gartensaal, direkt neben der Haustüre gelegen, dient nach wie vor als Abstellraum. Die Stuckdecke besitzt eine sehr hohe Qualität. Man darf vermuten, dass sie aus der Werkstatt Klotz und Scharpf stammt, die Stuckateurwerkstatt, die in Schwyz und Umgebung mehrfach nachgewiesen werden kann (Pfarrkirche Schwyz, Alte Marienkapelle Seewen, Kapelle Rickenbach). Die Decke wurde lediglich gesichert, damit keine Stuckteile verloren gehen. Auf eine Freilegung hingegen wurde verzichtet.

Die jüngeren einfachen Wandverkleidungen in der Stube des ersten Obergeschosses wurden entfernt und der alte Verputz ergänzt. Starke Schäden wies die Kassettendecke dieses Raumes insbesondere bei den mit Eschenholz furnierten Füllungen auf. Für eine zweckmässige Sanierung mussten diese entfernt werden, damit die grösstenteils losen Furnierteile zurückgeklebt werden konnten. Die Grundkonstruktion der Decke hingegen wurde an Ort restauriert. Wenn die Decke aus der Bauzeit stammt, was beim Fehlen von Hinweisen auf eine auf Sicht berechnete Balkendecke zu vermuten ist, handelt es sich um die älteste in Schwyz erhaltene Kassettendecke. Für diese frühe

Entstehungszeit sprechen die einfachen rechteckigen Formen und die tiefen, von Profilstäben begleiteten Kassetten. Das Biedermeierbüffet in der Nordostecke dieses Raumes blieb an seinem angestammten Platz, ebenso der Kachelofen aus dem späten 19. Jahrhundert.

Im zweiten Obergeschoss ist die bemalte Holzdecke des Hauptraumes von besonderem Interesse. Die grossen Felder zeigen auf blauem Grund äusserst qualitätvoll gemalte Ideallandschaften. Leider kann nicht nachgewiesen werden, wer diese Decke bemalt hat; eine eigenhändige Urheberschaft Johann Carl Hedlingers ist nicht auszuschliessen. Hier kamen Vorlageblätter wie u.a. auch bei der Porzellanmalerei zur Anwendung. Die Decke wurde demontiert, konserviert, retuschiert und neu montiert. Als Vorlage für die Ergänzung der Wandtäfer diente die Wandgestaltung des Nebenraumes mit breiten Brettern und einfach profilierten Deckstäben. Die neuen Wandtäfer wurden analog zur Decke gefasst.

Der 1764 datierte Hausaltar in Form eines Wandschrankes im Hauptraum des dritten Obergeschosses blieb unverändert erhalten. Leider fehlt das dazugehörige Altarbild. Man darf annehmen, dass der Altar ein eigenhändiges Werk des Hausbesitzers ist. Auf eine Freilegung der mit einem Sternenhimmel bemalten Decke dieser Hauskapelle wurde verzichtet. Die Decke unifarbig übermalt.

Zu den interessantesten Räumen des Hauses gehört die ehemalige Bibliothek von Johann Carl Hedlinger im Dachgeschoss. Auf blauem Grund sind Trophäen der Künste in französischem Stil gemalt. Die Deckenfelder zieren kleine Blumensträusschen. Die beiden Wandkästen auf der Eingangsseite zeigen gemalte Blattmedaillons, in denen früher plastische Büsten des Königs Karls XII. von Schweden, dem wichtigsten Arbeitgeber Hedlingers, sowie von Zar Peter I. von Russland hingen. Die darüber angebrachten Beschriftungen bestätigen den Befund. Leider fehlen diese Medaillons – sicher Werke Hedlingers selbst –; sie wurden zu einem späteren Zeitpunkt durch geschnitzte sakrale Embleme ersetzt. Ausserdem sind als oberer Abschluss des Wandtäfers auf Holz gemalte Sinnsprüche Hedlingers montiert, die wir auch in verschiedenen anderen Räumen des Hauses finden. In die Wand zwischen den beiden talseitigen Fenstern ist ein böhmischer Kristallspiegel eingelassen. Wie beim oben erwähnten ausgemalten Raum und dem Hausaltar dürfen wir auch bei dieser Ausmalung annehmen, dass es sich um eine eigenhändige Arbeit Hedlingers handelt. Der Estrichraum wurde auf der Ostseite geöffnet, indem drei Paneele des unifarbigen Wandtäfers

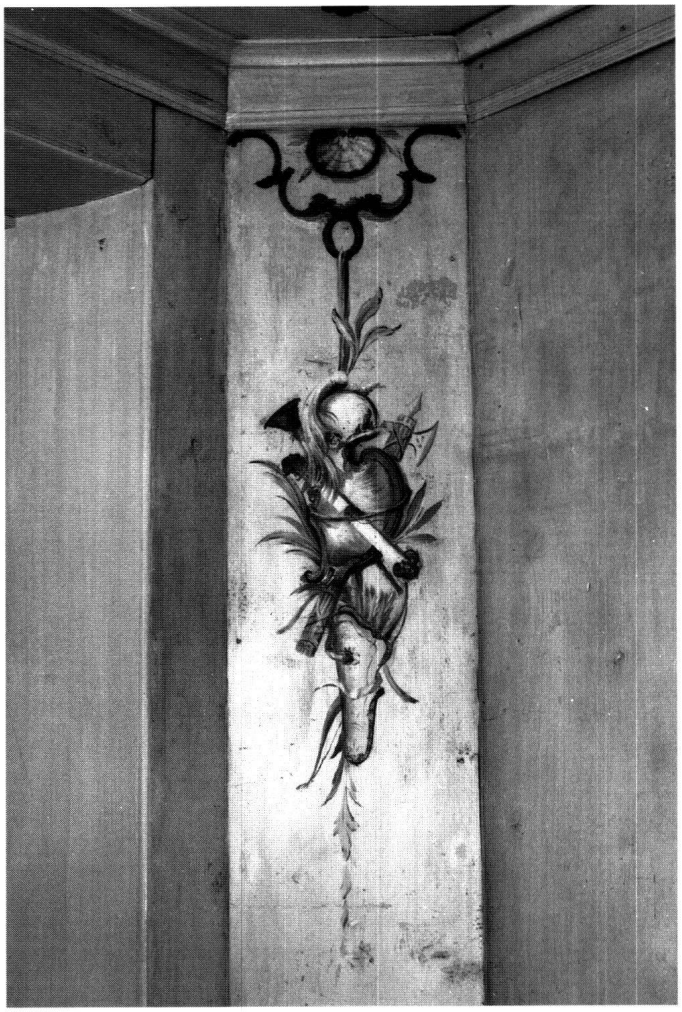

Abb. 9: Schwyz, Steinstöckli. Detail der Täferbemalung im ehemaligen Bibliotheks- und Arbeitsraum Johann Carl Hedlingers. Die Trophäe ist der Musik gewidmet.

ausgebaut wurden. Durch diese reversible Massnahme kann der Raum heute als Wohnraum der oberen Wohnung benutzt werden. Zudem wurde ein von Johann Jakob Fach im Jahre 1803 in barocker Tradition gemalter Kachelofen aus einem unteren Raum hierher versetzt.

Im Treppenhaus wurde der Glattputz an den Wänden und unter der Wendeltreppe soweit nötig ausgeflickt und neu bemalt. Von besonderem Reiz sind die in der Wand ausgesparten Lichtnischen. Das barocke Treppengeländer wurde neu poliert. Hingegen blieben die Aufdoppelungen auf den zum Teil sehr stark abgenutzten Treppenstufen erhalten. Zwischen den beiden Wohnungen wurde ein

neuer Abschluss eingebaut, der zwar leider das Treppenhaus unterteilt, aber jederzeit entfernt werden kann. Dadurch kann das Gebäude heute unabhängig von zwei Partien bewohnt werden, ohne dass allzu grosse Eingriffe in die originale Substanz notwendig waren. Durch das Entfernen zusätzlicher Einbauten des späten 19. Jahrhunderts konnte hier die Substanz des 17. und 18. Jahrhunderts herauskristallisiert werden und kommt heute wiederum voll zur Geltung.

Schwyz: St. Josef Klösterli, Fassadenrestaurierung

Zur Baugeschichte

Im Jahre 1586 beschloss die Landsgemeinde den Bau eines neuen Klostergebäudes für die seit einem Jahr in Schwyz ansässigen Kapuziner. Als Standort wurde ein für Kapuzinerklöster typischer Standort ausserhalb des Dorfes an erhöhter Lage ausgewählt. Vergleichbare Standorte besitzen auch die Kapuzinerklöster Altdorf oder Luzern. Das Klostergebäude bestand zu dieser Zeit aus der bergseits angeordneten Kirche und dem südwestlich daran angebauten talorientierten Bruderhaus. Wir können annehmen, dass dieses wie das in der Grösse vergleichbare Kapuzinerkloster Arth einen kleinen Kreuzgang besass und vermutlich nur zweigeschossig war. Nach nur einem Jahr Bauzeit wurde das Kloster bezogen; die Altarweihe fand jedoch erst 1591 statt. Die Ausstattung des neuen Klosters hatte sich somit längere Zeit hinausgezögert. Zur Bausubstanz des ausgehenden 16. Jahrhunderts gehört heute lediglich noch die Kirche. Das heutige Hauptgebäude sowie der als Beichtigerwohnung genutzte Trakt im Westen der Klosteranlage entstanden erst, als das Kloster ab 1627 als Lateinschule diente. Die Kapuziner waren 1620 an die Herrengasse und somit näher ans Dorf gezogen.

Das erste Klostergebäude im Loo wurde vermutlich unmittelbar vor 1627 vollständig abgebrochen und für die Lateinschule der heute noch bestehende viergeschossige einfache Baukörper errichtet. Dieser lehnt sich – nun nicht mehr um ein eigentliches Klostergebäude – dem Stil der Schwyzer Herrenhäuser an. Der östlich an dieses Hauptgebäudes anschliessende Klosterflügel entstand nach 1895, als sich im Loo die «Töchter des Herzens Jesu» einrichteten.

Abb. 10: Schwyz, Klösterli St. Joseph im Loo. Das Hauptgebäude des Klosters stammt aus der Zeit, als hier ab 1627 eine Lateinschule geführt wurde. Trotz der Veränderungen des frühen 19. Jahrhunderts hat das Gebäude den Charakter des 17. Jahrhunderts beibehalten, der an ein Schwyzer Herrenhaus erinnert. Das Gebäude steht an der Stelle des ersten Kapuzinerklosters in Schwyz. Davon hat sich lediglich die Kirche erhalten.

Die Befunde und Massnahmen

Nach der Restaurierung der Klosterkirche mit ihrer wertvollen Ausstattung (MHVS 85/1993) fasste die Klösterlistiftung als Eigentümerin der ganzen Anlage den Entschluss, auch die Fassaden und das Dach des Hauptgebäudes zu sanieren. Hier war zu verschiedenen Zeiten mit zum Teil ungeeigneten Mitteln notdürftig repariert worden, so dass sich eine vollständige Erneuerung des Fassadenputzes und der Fenster aufdrängte. Die Besichtigung der Fassaden nach der Entfernung des Verputzes ergab in der Folge, dass trotz einiger Veränderungen der Baukörper aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Wesentlichen unverändert überdauert hat. So entsprechen die Fensteröffnungen noch der ursprünglichen Situation. Dabei ist die Ausbildung als Doppelfenster für diese Zeit fortschrittlich. Andere gleichzeitige Bauten wurden immer noch mit Reihenfenstern in gotischer Art ausgestattet. Ersetzt, respektive neu eingesetzt worden sind seit der Bauzeit lediglich die Fensterfutter. Die formale Ausbildung mit den Triglyphen an den unteren Ecken der Fensterfutter deuten in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts. Erhalten hat sich die originale Fensterausbildung dagegen noch im obersten Geschoss. Dort sind nicht nur die massiven hölzernen Fenstergewände, sondern auch die darauf montierten Ziehläden erhalten, da diese unter dem grossen Dachvorsprung gut geschützt sind. Auf die gleiche Art sind bis heute noch zahlreiche Ziehläden und Fenster bei Bauernhäusern montiert. Original erhalten sind auch die einfach profilierten Dachsparren sowie die meisten der breiten Bretter der Dachuntersicht.

Der Untersuch an den wenigen original erhaltenen Putzpartien – diese fanden sich insbesondere hinter den Ziehläden des obersten Geschosses – bestätigte, dass die Fassaden wie erwartet ursprünglich lediglich weiss gekalkt und auch die jüngeren Anstriche weiss waren. Die Dachsparren zeigten unter verschiedenen jüngeren Anstrichen einen Grauton, der sich in ähnlicher Art bei den Ziehläden des 17. Jahrhunderts und auf den Fensterfuttern des frühen 19. Jahrhunderts wiederholte. Die auf den Sparren aufliegenden Untersichtsbretter hingegen waren hell bemalt, ursprünglich in Kalk, später in Ölfarbe. Anhand dieses Befundes wurden die alte Dachuntersicht, die neuen Fensterfutter, die originalen Ziehläden sowie der neu applizierte Kalkputz bemalt.

Schwyz: Haus Hirschen, Wiederherstellung der Fassadenmalerei

Das Haus «Hirschen» ist vermutlich unmittelbar nach dem Dorfbrand von 1642 an der Stelle der abgebrannten «Münz» erbaut worden. Die architektonische Ausbildung des Gebäudes entspricht dem üblichen Schema des Schwyzer Bürgerhauses des 17. Jahrhunderts, sprengt jedoch in der Grösse das ortsübliche Volumen. Das Gebäude scheint bereits im 17. Jahrhundert eine reiche Bemalung auf der dem Dorfplatz zugewandten Fassade besessen zu haben, die, wie alte Photographien und Postkarten zeigen, mehrfach erneuert worden ist. Diese Bemalung wurde anlässlich der letzten Aussenrestaurierung in den Fünfzigerjahren mit der Entfernung des Fassadenverputzes zerstört.

Der Besitzer entschloss sich im Zusammenhang mit einer erneuten Fassadensanierung, dem Gebäude soweit wie möglich seinen alten Charakter zurückzugeben. Als wichtigstes Dokument für die Wiederherstellung der Fassadenmalerei diente eine Photographie des Schwyzer Ingenieurs und Photopioniers Joseph Bettschart (1843–1900), dessen wichtigen Nachlass das Staatsarchiv Schwyz in Form von rund 1200 Photoglasplatten aufbewahrt. Diese Aufnahme des «Hirschen» muss in den 1890er-Jahren entstanden sein. Darauf sind deutlich die beiden grossen Hir-

Abb. 11: Schwyz, Hirschen. Die Fassadenbemalung mit den beiden Hirschen im Giebelfeld wurde anhand einer photographischen Aufnahme des Schwyzer Photopioniers Joseph Bettschart aus dem letzen Viertel des 19. Jahrhunderts rekonstruiert.

sche im Giebeldreieck, Fragmente von gemalten Fensterbekrönungen sowie kräftige Eckquader im Läufer-Bindersystem sowie Putzrillen im Sockelgeschoss zu erkennen. Anhand dieser präzisen Aufnahme wurden die beiden Hirsche als Hauszeichen, die Quaderbemalung sowie die Fensterbekrönung des Giebelfensters wiederhergestellt. Das Sockelgeschoss erhielt ebenfalls seine Putzrillen und den grauen Sockelanstrich zurück. Verzichtet wurde hingegen auf die Rekonstruktion der übrigen Fensterbekrönungen, da diese auf der Photo nicht mehr richtig zu erkennen waren.

Das Beispiel zeigt, dass es in Schwyz wohl bedeutend mehr Gebäude gab, die mit reichen Fassadenbemalungen dekoriert waren. So kennen wir teils erhaltene, teils dokumentierte vergleichbare Dekorationsmalereien aus dem 17. Jahrhundert am Rathaus, am «Grosshus» oder am Reding-Haus im Dorfbach.

Schwyz: Häuser Alte Gasse 6 und 8, Ibach

Allgemeines

Die Alte Gasse gehört zu den wenigen Quartieren von Ibach, die dem Baudruck unseres Jahrhunderts teilweise standhalten konnten. Dieses Quartier verdankt seine Erhaltung der ostseitigen Verlegung der Hauptstrasse Richtung Süden, wodurch die alte Hauptverbindung nach Brunnen und ins Muotathal zum Nebenweg wurde. An dieser Strasse lag auch die 1946 abgebrochene Antoniuskapelle. Von besonderem Interesse ist die Häusergruppe Nr. 6 und 8. Die beiden zur Strasse giebelständigen, leicht voneinander abgedrehten Gebäude sind durch einen Zwischentrakt mit einem quer zu den Hauptdächern der beiden Gebäude verlaufenden Giebeldach, der als Holzschopf und Lager dient, verbunden. Als markantes Gebäude ist das Haus Nr. 6 auf einem graphischen Blatt, eine der seltenen historischen Ansichten von Ibach, als Vordergrund zur Kapelle zu sehen. Dies lässt im Vergleich zur Realität jedoch einige Zweifel an der Zuverlässigkeit des Blattes aufkommen. So wird das Haus als Blockbau mit Fensterziehläden dargestellt; bei beiden Gebäuden handelt es sich jedoch im Wesentlichen um Fachwerkbauten aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der Untersuch hat gezeigt, dass das Fachwerk von Anfang an verputzt war; wäre dieses längere Zeit sichtbar gewesen, müssten die Abnutzungsspuren markanter sein.

Beim Haus Nr. 8 ist die Fassade ab der Höhe des niedrigen Steinsockels bis unter die Fenster des ersten Obergeschosses als Blockbau ausgeführt, was zur Vermutung Anlass gibt, dass es sich um wiederverwendete Bauteile eines Vorgängerbaues handelt. Beim gleichen Gebäude ist unter dem Dachgiebel in Kalkseccotechnik das Datum 1797 aufgemalt. Das andere Gebäude besitzt einen wesentlich höher ausgebildeten Sockel. Beide Gebäude besitzen auf der Eingangsseite je eine Laube. Beim Haus Nr. 8 ist diese grösstenteils mit den originalen Holzbrettern verschalt, während die Laube beim anderen Gebäude im Zusammenhang mit baulichen Massnahmen im 19. Jahrhundert ausgemauert und verputzt worden ist. Vermutlich war die Laube dadurch wesentlich schwerer geworden und musste nun durch eine Holzsäule gestützt werden. Es scheint, dass die schlanke Eichensäule in Zweitverwendung unter der Laube steht. Eventuell stammt diese vom Vorzeichen der im Jahr 1858 umgebauten Antoniuskapelle.

Da die beiden Gebäude an der Alten Gasse in ihrem Aussehen annähernd identisch sind, darf man eine gleichzeitige Datierung annehmen. Zur Datierung ins späte 18. Jahrhundert passen auch die Reste von Seitenbärten in einem einfachen Zopfmuster, die sich bei einigen Fenstern des Hauses Nr. 8 erhalten haben. Trotz des intensives Bauuntersuchs konnten jedoch nicht alle Fragen bezüglich des Erscheinungsbildes der Fassaden zur Bauzeit endgültig beantwortet werden. Jedenfalls hat der Untersuch gezeigt, dass wesentlich mehr Originalsubstanz aus der Bauzeit erhalten ist, als zunächst vermutet werden konnte.

Zu den Befunden

Das Parterre des Hauses Nr. 8 besitzt Einzelfenster, die nachträglich eingebrochen worden sind, um hier eine Werkstatt unterbringen zu können. Im 19. Jahrhundert wurde an der Hauptfront die Fenstereinteilung des ersten Obergeschosses verändert. Die Reihenfenster der Stube und das Doppelfenster der Nebenstube wurden aufgegeben und durch Einzelfenster mit Jalousien ersetzt. Die übrigen Fensteröffnungen sind am originalen Ort erhalten. Erhalten waren teilweise die Klebedächer, teilweise aber lediglich deren Anhaltspunkte wie Zapfenlöcher von auf den Pfetten aufgelegten Balken. Im Zeitgeschmack des ausgehenden 18. Jahrhunderts existieren lediglich noch Klebedächer, die in das Giebeldreieck eingespannt sind; an der Hauptfront sind diese über dem Hauptgeschoss weggelassen.

Abb. 12: Schwyz, Häuser Alte Gasse 6 und 8, Ibach. Die beiden gleichzeitigen Häuser haben eine unterschiedliche Entwicklungsgeschichte, die an den Fassaden ablesbar ist. Haus Nr. 8, links, hat im Wesentlichen sein barockes Gesicht bewahrt; Haus Nr. 6, rechts, wirkt durch den Umbau des 19. Jahrhunderts strenger.

Zwischen den beiden Fenstergruppen des zweiten Obergeschosses steht in einem einfachen Stuckrahmen ein Kruzifix. Zudem sind bei zwei Fenstern originale Verdachungen mit einem eingeschnitzten Bogenmotiv sowie teilweise die erwähnten Reste von Seitenbärten vorhanden. An allen vier Fassaden, insbesondere in der oberen Fassadenhälfte, waren zudem grosse originale Verputzflächen erhalten. Nicht feststellen liess sich trotz intensiver Suche, ob vor den Fenstern ursprünglich Ziehläden montiert waren oder ob die Seitenbärte lediglich seitlich der Fenster als Dekorationselemente montiert waren. Als Hinweis für die Existenz von Ziehläden können die Abnutzungsspuren an einigen Fensterbänken angesehen werden. Der Fassadenputz war hell gekalkt, die Fenstereinfassungen grau bemalt. Bei der original erhaltenen Dachuntersicht und an der Holzkonstruktion des Klebedachs fanden sich keine Farbspuren. Es scheint, dass diese holzsichtig belassen worden sind, was bei einem «steinernen Haus» eher ungewöhnlich ist.

Beim Haus Nr. 6 sind die Erdgeschossfenster ebenfalls jüngeren Datums. Das erwähnte graphische Blatt zeigt an dieser Stelle die Öffnung eines Verkaufsladens. Verändert waren auch hier die Fensteröffnungen des Hauptgeschosses, unverändert hingegen diejenigen des zweiten Ober- und des Dachgeschosses. Zudem fehlten an diesem Haus beide Klebedächer der Südfassade; die Zapfenlöcher für deren Montage sind jedoch eindeutig nachzuweisen. Der alte Fassadenverputz war vollständig von einem neuen Abrieb überzogen. Bei diesem Gebäude war die Ausstattung von

Abb. 13: Schwyz, Haus Alte Gasse Nr. 6, Ibach. Der Hauszugang führt in traditioneller Art unter der Laube direkt ins erste Obergeschoss.

besonderem Interesse, da auch eine vollständige Sanierung des Innern vorgesehen war. Hier haben sich zahlreiche einfache Täfer, Türen und Böden sowie die Treppenanlage mit Blockstufen über zwei Geschosse aus der Bauzeit, wenn auch teilweise in schlechtem Zustand, erhalten.

Zur Restaurierung beider Bauten

Bei beiden Häusern wurde die Fenstereinteilung anhand des Befundes als Doppel- und Vierergruppen wiederhergestellt, was zu bedeutend mehr Spannung in der Fassadengestaltung geführt hat. Beim Haus Nr. 8 wurden die Fensterverdachungen anhand des erhaltenen Vorbildes wiederhergestellt, beim anderen Gebäude wurde mangels Belegen darauf verzichtet. Der Fassadenverputz des Hauses Nr. 8 wurde soweit möglich konserviert und ergänzt; der Anstrich erfolgte in Kalk. Die Buntfassung der Kreuzigungsgruppe wurde anhand des Befundes rekonstruiert. Die Fassade des Hauses Nr. 6 wurde vollständig neu verputzt und al fresco gekalkt; als Vorbild für die Rekonstruktion der Klebedächer dienten die erhaltenen Vorbilder. Die Fensterfutter beider Häuser wurden anhand des Befundes grau bemalt, während die Dachuntersicht und das Konstruktionsholz der Klebedächer unbehandelt blieben. Einige Fenster wurden restauriert und neue Vorfenster hergestellt, andere neu in Doppelverglasung hergestellt. Die Kalksteintreppe von Haus Nr. 6 musste von einem dicken Betonüberzug befreit und die alten, auf ihrer Oberfläche zerstörten Stufen mit neuen Trittplatten aufgedoppelt werden.

Bei der Innensanierung von Haus Nr. 6 wurden die alten Täfer, Decken, Türen und Böden, soweit der Zustand es zuliess, restauriert und ergänzt. Wo diese fehlten und neue Wandtäfer notwendig waren, wurden sie in einfacher, dem Gebäude angepasster, aber zeitgemässer Art ergänzt. Zahlreiche Details, die bei Restaurierungen oft zerstört werden, blieben dank der Aufmerksamkeit des Besitzers erhalten und tragen wesentlich zum Wohnwert der Wohnungen bei.

Trotz der teilweise weitgreifenden Massnahmen, wie die Rückführung der Fenstereinteilung, bleibt nach abgeschlossener Restaurierung die unterschiedliche Baugeschichte der beiden Häusern ablesbar. So blieben sowohl an den Fassaden als auch im Innern Interventionen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts erhalten. Die beiden Häuser, die sich wie Zwillinge sehr ähnlich sind und auch gleichzeitig entstanden sein dürften, widerspiegeln die Bau- und Wohnkultur der bürgerlichen Schicht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ferner konnte durch die sorgfältige Restaurierung ein wichtiges Stück Ibächler Dorfgeschichte erhalten bleiben, eines Dorfes, das ansonsten unter dem Baudruck der letzten Jahrzehnte stark gelitten hat.

Schwyz: Haus Stelzliweg (Schnüriger)

Das Haus Schnüriger am alten Weg nach Seewen gehört von aussen betrachtet zu den jüngsten Vertretern des Schwyzer Herrenhauses. Es entspricht nicht mehr dem Haustyp, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts durch das Ital Reding-Haus geprägt worden ist, sondern nimmt die Formensprache des hohen talorientierten Giebelhauses auf. Die architektonische Haltung entspricht durchaus einem

Gebäudetyp, der in unserer Kulturlandschaft üblich war. Bereits von aussen ist jedoch ein massiver Sockel und ein diesem gegenüber leicht abgesetzter Oberbau ablesbar.

Der Untersuch hat zu überraschenden Resultaten geführt. Das Gebäude reicht in seinem Kern wesentlich weiter zurück als vermutet. Auf einem massiven, gemauerten Steinsockel sind zwei Geschosse eines Strickbaus auszumachen; von diesem haben sich nicht nur die Aussenwände, sondern auch die Stubenwand gegen den von Traufe zu Traufe führenden Mittelgang hin erhalten. In diese Wand ist ein Kasten eingelassen, wie wir ihn bei spätmittelalterlichen Bauten kennen. Dekorative Details, die eine nähere Datierung erlauben würden, liessen sich indessen keine ausmachen; es wurde kein dendrochronologischer Untersuch durchgeführt. Anhand dieses in die Wand eingelassenen Kastens kann jedoch eine Datierung ins 16. Jahrhundert angenommen werden. Ausserdem bestand ursprünglich zumindest auf der Ostseite eine vorkragende Laube im zweiten Obergeschoss, die vollständig in den Strickbau mit einbezogen war, wiederum ein Merkmal der frühen Bauzeit. Ferner kann man, allerdings anhand eines nur wenig sicheren Befundes, annehmen, dass die beiden gewandeten Geschosse mit einem schwach geneigten Dach gedeckt waren. Die Ausmasse des Gebäudes zeigen indessen, dass es sich bereits zur Bauzeit um ein grosses Gebäude gehandelt haben muss, wenn auch das Volumen zu einem späteren Zeitpunkt noch wesentlich erweitert worden ist.

Die beiden Stöcke des Dachgeschosses und das heute noch bestehende steile Dach mit dem leichten Knick und der Abwalmung dürften bei einem umfassenden Umbau um 1800 entstanden sein. Diese neuen Wände sind nun als Fachwerk ausgebildet, das jedoch nie auf Sicht berechnet war. Zum Zeitpunkt der Hausvergrösserung wurde auch die erwähnte Laube aufgegeben, indem unter dieser ein kleines nur laubenbreites Zimmer eingezogen und dabei die Sockelmauer verbreitert wurde. Gleichzeitig wurden auch die Fenster der beiden älteren Geschosse regularisiert und die ursprünglichen gotischen Reihenfenster aufgegeben. Zur Nobilitierung wurde das ganze Gebäude verputzt.

Wie die Bausubstanz des Innern zur Zeit dieser massiven Umnutzung ausgesehen hat, wissen wir nicht. In den letzten Jahrzehnten, als das Haus als Knabenpensionat benutzt wurde, waren sämtliche Innenausstattungen gründlich erneuert worden. In dieser Zeit wurde auch der Fassadenputz aus der Umbauphase um 1800 entfernt und durch einen dicken Kunststoffputz auf einem Träger aus Holzzementplatten ersetzt.

Abb. 14: Schwyz, Haus Schnüriger. Das heutige Erscheinungsbild als verputztes Holzhaus stammt aus dem späten 18. Jahrhundert. Dahinter versteckt sich jedoch Bausubstanz, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht.

Die Restaurierung bezweckte, die noch erhaltene Substanz zu pflegen. Allerdings musste die Tragkonstruktion wesentlich verstärkt werden. Das Aussehen der Fassaden aus der Zeit des Umbaues um 1800 blieb erhalten; der Fassadenverputz musste jedoch vollständig erneuert werden. Dabei wurden entsprechend der Erinnerung eines Nachbarn – des heutigen Besitzers der Liegenschaft – und anhand von zeitgleichen Beispielen um die Fenster abgeglättete, von dunklen Linien begleitete Putzbänder gezogen. Der Flächenputz wurde in grober Struktur angetragen und anhand des schwachen Befundes im Bereich der Dachuntersicht ockerfarbig bemalt. Erhalten blieben die profilierten kräftigen Balken längs der vergipsten Dachuntersicht. Die Untersicht selber wurde vollständig erneuert, da eindringendes Wasser diese stark zerstört hatte. Die vergipste Untersicht blieb weiss und die profilierten Balken sowie die neuen Fenstereinfassungen wurden anhand des Befundes hellgrau bemalt. Die grünen Fensterläden mit beweglichen Brittchen runden das bie-

dermeierliche Gesicht des Gebäudes ab. Saniert wurde auch die lange Einfassungsmauer längs der alten Gasse und vor dem Haus eine kleine Gartenanlage mit Brunnen geschaffen.

Trotz der weitgehenden Massnahmen und des schwachen Befundes präsentiert sich heute das Gebäude als würdiger Vertreter aus der frühen Biedermeierzeit mit der nach dem Umbau wiederum unter Täfern und Verputz versteckten langen Geschichte des Hauses. Die benachbarten, teils bereits vor der Sanierung bestehenden, teils jüngst errichteten Neubauten nehmen zudem auf das grosse herrschaftliche Volumen des Hauses Schnüriger, das einen Freiraum benötigt, entsprechende Rücksicht.

Ingenbohl: Kapelle St. Laurentius, Wilen

Baugeschichte und Beschrieb

Im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts sind zahlreiche Kirchen und Kapellen im Zeichen der katholischen Reform barockisiert und mit neuen Altären und Deckenbildern ausgestattet worden. Zu diesen vorbarocken Sakralbauten gehört auch die Kapelle St. Laurentius in Wilen. Die in ihrem Äusseren schlichte Kapelle trägt über dem spitzbogigen Portal das Datum 1595 sowie das Schwyzerwappen. Dieses Datum dürfte mit der Bauzeit identisch sein; jedenfalls fanden sich weder im Boden noch am auf-

Abb. 15: Ingenbohl, Kapelle St. Laurentius, Wilen. Das Äussere nach der Restaurierung. Das Vorzeichen steht auf grossen Granitplatten, die aus Findlingen gehauen wurden. Die Ecken der Eingangsseite sind mit grossen aufgemalten Quadern dekoriert.

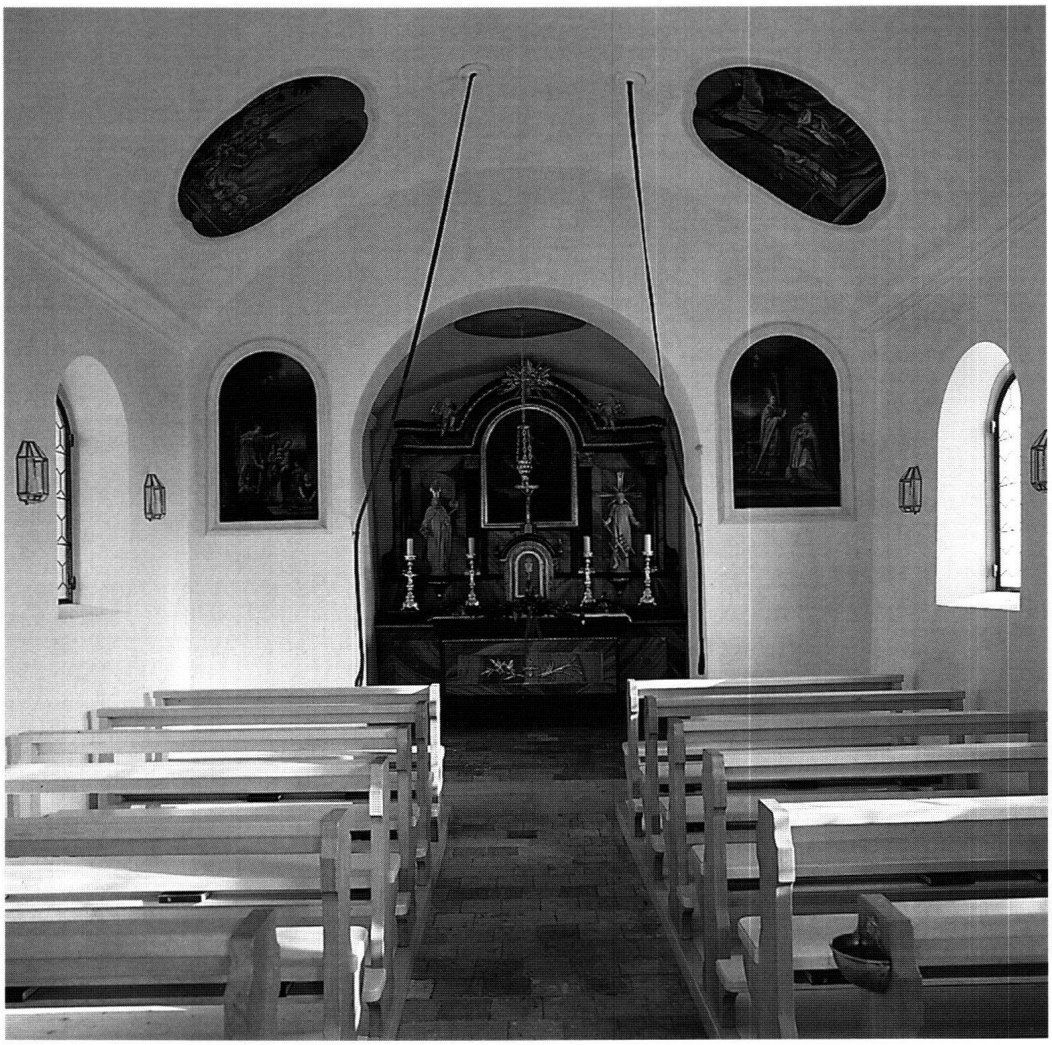

Abb. 16: Ingenbohl, Kapelle St. Laurentius, Wilen. Im Innern wurde die Farbfassung des frühen 19. Jahrhunderts wiederhergestellt. Zu diesem Zeitpunkt wurde ein neuer klassizistischer Altar eingebaut.

gehenden Mauerwerk Hinweise, dass die Kapelle älter sein könnte oder dass sie einen Vorgängerbau ersetzte. Mit Ausnahme der später angefügten Sakristei scheint die Kapelle somit in einem Guss entstanden zu sein. Ihr architektonischer Aufbau entspricht durchaus den Kapellen des 16. Jahrhunderts, die wir in unserer Gegend kennen. Durch ein Vorzeichen, das die ganze Breite der Eingangsseite einnimmt und unter dem gleichen Dach liegt wie Kapellenschiff und -chor, betreten wir durch das relativ niedrige Portal das Kirchenschiff. Das Vorzeichen ist in vorbarocker Art auf Holzpfosten abgestützt. Monolithische Granitplatten bilden dessen Einfassung, so dass nur ein schmaler Zugang offen bleibt; grosse Granitfindlinge befinden sich in unmittelbarer Nähe zur Kapelle. Das Dach über dem Vorzeichen ist abgewalmt; auf dem Dach sitzt ein breiter sechseckiger Dachreiter mit Spitzhelm. Die Fenster seitlich des Portals sowie am Kirchenschiff sind in traditioneller Art rundbogig ausgebildet. Wie das Portal besitzen auch die Fenster die originalen Sandsteineinfassungen.

Eine andere Formensprache zeigt das Innere. Hier fallen zwei verschiedene Epochen ins Auge. Die eine ist die Barockisierung von 1772. Zu jenem Zeitpunkt wurde vermutlich eine Holzdecke in Tonnenform durch eine Gipstonne ersetzt. Diese ist um fünf Deckenbilder in einfachen Stuckrahmen mit Darstellungen aus dem Leben des Kapellenpatrons bereichert. Ein Chorbogen trennt Schiff und Chor. Am Chorbogen sind zwei weitere Bilder in Stuck-

rahmen mit Szenen aus dem Leben des Heiligen plaziert. Im Chor steht ein Altar, der anhand seiner klassizistischen Ausbildung in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts datiert werden kann.

Der Bauuntersuch

Der Bauuntersuch im Innern und am Äussern der Kapelle hat zu einigen überraschenden Resultaten geführt. So fanden sich an der Fassade unter dem dicken, stark zementhaltigen Besenwurf des späten 19. oder frühen 20. Jahrhunderts Reste eines ursprünglichen Kalkputzes. Ob es sich dabei um den ersten Verputz handelt, kann nicht nachgewiesen, jedoch vermutet werden. Dieser hell gekalkte Verputz zeigt auf der Eingangsseite sowie an der Westecke am Übergang von Schiff zu Chor einfache, in Kalktechnik aufgemalte Eckquader in einem Läufer-Bindersystem. Ebenso fanden sich auf dem Holzwerk des Vorzeichens und an der hölzernen Dachuntersicht gut erhaltene Reste der ursprünglichen Graufassung des Holzes. Die Decke des Vorzeichens war bei der letzten Restaurierung durch eine unvorteilhafte Bretterdecke ersetzt worden. Die Sandsteineinfassungen der Fenster an den Seitenwänden des Schiffs besitzen an der Unterkante einen breiten Einschnitt, der auf eine Ziegelabdeckung der Fensterbänke hindeutet.

Im Innern konnte festgestellt werden, dass zur Zeit des neuen klassizistischen Altars auch die Deckenbilder und die Raumfassung erneuert worden sind. Die Wandfassung des 18. Jahrhunderts zeigte eine zarte Rosatönung, die mit einem gemalten Vorhang, dessen Reste beim Abbau des klassizistischen Altars zum Vorschein gekommen waren, harmonierte. Der barocke Altar muss anhand der Ausmasse dieses gemalten Vorhanges wesentlich schmaler gewesen sein. Die helle, lediglich leicht getönte Fassung der Decke entspricht somit der Stilstufe des neuen Altares. Die Deckenbilder wurden gleichzeitig partiell überfasst, die Stuckrahmen ockerfarbig bemalt. Die etwas spröden Formen des Profils am Übergang von Wand zu Decke lassen vermuten, dass es zur gleichen Zeit erneuert worden ist; möglicherweise ersetzte dieses kräftiger profilierte Holzbalken. Die im Deckenspiegel des Chors gemalte Heilig-Geist-Taube ist mehrfach überarbeitet worden. Der Untersuch der Decke im Schiff gab einige Rätsel bezüglich der Gestaltung der Stuckrahmen auf. Es scheint, dass beim Einziehen der Stucktonne im Jahr 1772 zunächst grössere Stuckspiegel vorgesehen waren, diese dann aber im Zusammenhang mit den Deckenbildern kleiner ausgeführt worden sind; vermutlich waren sie dem Maler bei den geringen Dimensionen der Kapelle zu gross.

Der Untersuch des Altaraufbaues zeigte unter der Übermalung von 1938/39 die originale klassizistische Fassung in einem sehr guten Erhaltungszustand. Die Figuren besitzen unter den jüngeren Übermalungen ebenfalls die originale Weissfassung. Diese wurde jedoch nicht als Polierweiss, sondern, vermutlich aus Spargründen, lediglich als Ölfassung ausgeführt. Unter dieser originalen Weissfassung fanden sich ausserdem Reste einer Buntfassung. Die Figuren, der heilige Theodul und der heilige Laurentius, sowie die beiden Putti auf dem Kranzgesims stammen vom Vorgängeraltar und können ins späte 17. Jahrhundert datiert werden. Buntfassungen sind für Figuren des 17. Jahrhunderts typisch.

Die Restaurierung

Anhand dieses aufschlussreichen Untersuchs konnte das Programm der Restaurierung ausgearbeitet werden. Die Fassaden wurden anhand des Befundes mit einem neuen Schlemmputz, der al fresco gekalkt wurde, überzogen und die Quadermalerei in Kalktechnik rekonstruiert. In der gleichen Farbe fasste man auch die Sandsteineinfassungen am Portal und den Fenstern. Über dem Portal kam zudem ein Rest einer nicht eindeutig identifizierbaren Inschrift (vermutlich «Jesus») zum Vorschein; dieses Fragment wurde konserviert und ist heute sichtbar. Die Ziegelabdeckung der Fensterbänke wurde wiederhergestellt. Die Konstruktion des Turmes befindet sich in einem guten Zustand, während die rot bemalten Schindeln stark verwittert waren; diese wurden durch rot bemalte Metallschindeln ersetzt. Auf den Dachflächen wurden die neuen Maschinenziegel durch alte handgemachte Ziegel ersetzt, wobei die neuen Gratziegel etwas fremd wirken. Als Untersicht des Vorzeichens wurde eine Täferung mit breiten, handbearbeiteten Brettern montiert. Die abgefasten Dachsparren sind nun wiederum sichtbar und wurden wie auch das ganze Holzwerk des Vorzeichens anhand des Befundes mit Ölfarbe grau gefasst.

Im Innern wurden der Raum und die Ausstattung nach dem Befund der Umgestaltung aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts restauriert. So blieben die Übermalungen der Deckenbilder aus dieser Zeit erhalten, hingegen wurden die Übermalungen von 1938/39 entfernt. Da die Bilder wie Leinwandbilder mit Bolusgrund, Temperauntermalung und Öllasuren aufgebaut

sind, wurden sie wiederum mit einem Dammarfirnis überzogen. Retuschen waren nur wenige notwendig. Die Deckenbilder sowie die dazugehörigen Leinwandbilder am Chorbogen sind von Josef Franz Weber signiert und 1772 datiert. Die Stifterinschriften lauten «He. La. und Banerherr Weber» (Werner Alois Weber, 1703–1792, war 1772 Landammann und Pannerherr) sowie «Jo. Lorentz Schuoler der zeit Capel Vogt 1772» (Josef Lorenz Leonhard Schuler, wohnhaft in Wilen, Sohn des Josef Justus). Die entsprechenden Wappen sind beigegeben. Den gleichen Maler Weber kennen wir von der Ausmalung der Franz Xaver-Kapelle in Morschach. Dort finden wir die Familie Weber ebenfalls als Stifterin von Bildern und Altar. Das Deckenbild im Chor mit mehrfacher Übermalung wurde lediglich gereinigt. Birchler erwähnt in seinem Kunstdenkmälerband an der Rückwand eine aufgemalte Madonna; von dieser fand sich jedoch keine Spur. Anlässlich der letzten Restaurierung war dort der Wandputz vollständig ersetzt worden. Die Stuckrahmen um die Bilder wurden anhand des Befundes ockerfarbig und die Wände und Decke leicht grau abgetönt gefasst. Die 1938/39 herausgebrochene Altarstufe wurde neu in Sandstein ergänzt und der Chorboden wiederum höher gesetzt. Der Boden in Schiff und Chor wurde mit alten zugekauften Tonplatten belegt. Dadurch konnte auf die 1938/39 angebrachte untere Anstückung des Altars um Stufenhöhe verzichtet werden, und die Proportionen der Altarmensa haben sich wesentlich verbessert. Erhalten geblieben waren die Tonplatten in der kleinen Sakristei.

Die gut erhaltene Originalfassung des hölzernen Altaraufbaues wurde freigelegt und retuschiert; freigelegt wurde auch die Weissfassung der Figuren. Das Bild mit der Darstellung der Himmelfahrt Mariä scheint wie die Figuren vom Vorgängeraltar übernommen worden zu sein. Die partielle nicht besonders qualitätvolle Übermalung des Klassizismus blieb konsequenterweise erhalten. An den Seitenwänden des Kirchenschiffs wurden zwei aus Privatbesitz geschenkte Leinwandbilder plaziert. Das eine stammt aus der Hand des Schwyzer Malers Michael Föhn und stellt den toten Christus dar. Das andere Bild aus dem späten 17. Jahrhundert zeigt die Schmerzensmutter.

Dank des intensiven Untersuchs konnte die Kapelle nach einem konsequenten Restaurierungskonzept saniert werden. Das schlichte Äussere mit der neu gestalteten Umgebung verträgt sich gut mit der reichen barocken und klassizistischen Ausstattung.

Abb. 17: Ingenbohl, Kapelle St. Laurentius, Wilen. Die von Franz Josef Weber 1772 in die einfachen Deckenspiegel gemalten Fresken zeigen Szenen aus dem Leben des Kirchenpatrons. Die Fresken wurden im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts teilweise in Seccotechnik überarbeitet. Dieser Zustand der ersten Überarbeitung wurde beibehalten.

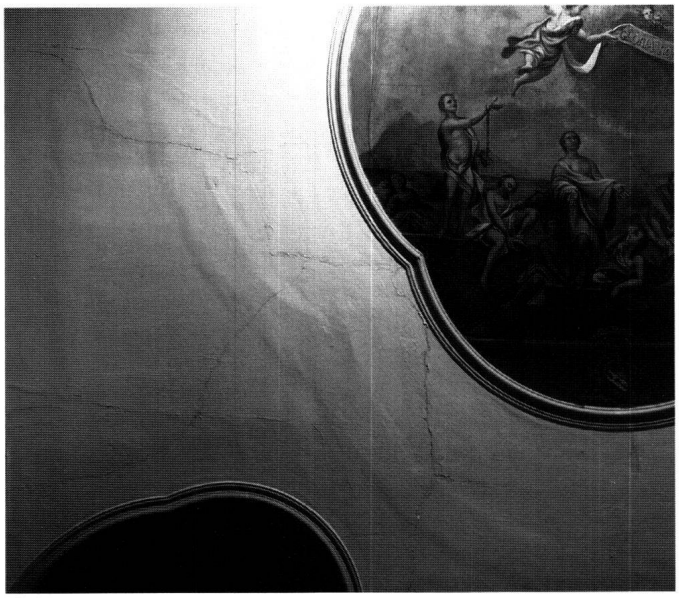

Abb. 18: Ingenbohl, Kapelle St. Laurentius, Wilen. Im Streiflicht ist deutlich der Verlauf eines älteren Stuckrahmens abzulesen, der im Zusammenhang mit den Weberschen Deckenfresken entfernt worden ist.

Muotathal: Bauernhaus Husmatt, Ried

Das Bauernhaus Husmatt ist ein früher Vertreter des Tätschdachhauses im Muotatal. Stilistische Merkmale verweisen das Haus ins 16. Jahrhundert. Wichtigste Datierungshilfe ist der Zahnschnittfries unter den Fenstern des Hauptgeschosses. Zu jenem Zeitpunkt existierten auch die Klebedächer noch nicht. Deren Befestigungsart mit vor die Fassade montierten Bügen zeigt eindeutig, dass diese zu einem späteren Zeitpunkt als Fassadenschutz angebracht worden sind. Die Datierung konnte durch einen dendrochronologischen Untersuch erhärtet werden. Er bestätigte, dass das Haus zwischen 1551 und 1554 erbaut worden ist. Das Gebäude ist somit eine Weiterentwicklung des für Schwyz typischen mittelalterlichen Bautyps, der sich bis 1170 zurückverfolgen lässt (Haus Nideröst, Schwyz).

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde die Fensteranordnung zumindest zum Teil verändert und die westseitige, ehemals offene Laube mit einer Brettschalung versehen. Diese Massnahme kann bei sehr vielen Bauernhäusern an wetterexponierten Lagen beobachtet werden.

Ziel der Restaurierung war, möglichst viel an alter Bausubstanz zu erhalten, ohne alle Details in den ursprünglichen Zustand zurückzuführen. So mussten als hauptsächliche Massnahme die Fensterpfosten, an welche die Fensteranordnung ohne Futterbretter angeschlagen sind, ersetzt werden. Auch innerhalb der gewandeten Holzkonstruktion mussten insbesondere im Innern sowie auf der Ostseite Ergänzungen vorgenommen werden. Hingegen wurde auf ein Anheben des nach Westen abgesunkenen Hauses verzichtet und die Unregelmässigkeiten zwischen Klebedach und Fenstern in Kauf genommen. Das neue Ersatzholz blieb unbehandelt, es wird sich mit der Zeit farblich dem Umgebungston anpassen. Die beiden Klebedächer waren bereits vor einigen Jahren mit neuen Holzschindeln gedeckt worden und befinden sich in einem guten Zustand.

Abb. 19: Muotathal, Bauernhaus Husmatt, Ried. Das zwischen 1551 und 1554 erbaute Bauernhaus besass ursprünglich keine Klebedächer. Diese kamen in unserer Gegend im Verlauf des 16. Jahrhunderts bei Herren- und Bürgerhäusern in Mode. Erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts wurden sie zu einem typischen Merkmal der Bauernhäuser.

Sattel: Haus Magrainweg 17

Bauernhäuser, bei denen der Stall direkt an das Haus angebaut ist, sind in unserer Gegend eher selten. Meist steht der Stall abseits, aber in direktem Sichtkontakt des Wohnhauses. Sogenannte «Gadenhäuser» finden sich nur ausnahmsweise in der voralpinen Zone; das Haus Magrainweg gehört zu diesem Typ. Der Dachgiebel des Wohnteils ist, wie bei Bauernhäusern üblich, talorientiert, der Stall traufseitig zum Hang an das Wohnhaus angefügt. Der First des Stalldachs sitzt zudem tiefer als der First des Wohnhauses. Es scheint, dass das Wohnhaus aus dem späten 18. Jahrhundert ursprünglich isoliert stand, und der Stall erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts angefügt wurde. Zur gleichen Zeit dürfte auch die Fensteranordnung des Wohnhauses verändert worden sein. Ursprünglich besass das Wohnhaus somit beidseitig Lauben und zu Reihen zusammengefügte Fenster. Die starke Abwitterung des anlässlich des Umbaues in den Fensterbereichen eingefügten Holzes deutet darauf hin, dass der Umbau nicht allzu lange nach der Errichtung des Wohnhauses durchgeführt worden sein muss. Interessant ist, dass dabei nicht wie üblich die Fassaden verschindelt wurden, um diese Veränderungen zu verstecken, sondern dass diese optisch in Kauf genommen worden sind. Für die Errichtung im späten 18. Jahrhundert spricht neben der knappen Breite der Laube insbesondere auch der auf der Firstseite plazierte Kellereingang, der anhand des Verbandes des Mauerwerkes ursprünglich sein muss. Vermutlich bestanden zu diesem Zeitpunkt noch Fensterziehläden. Durch den Stallanbau ist heute lediglich noch die westseitige Laube erhalten. Zudem wurde das Haus seit dem Umbau im 19. Jahrhundert im Durchgang zwischen Haus und Stall erschlossen. Der westseitige Eingang wurde in der Folge nicht mehr benützt und zerfiel.

Abb. 20: Sattel, Haus Magrainweg 17. Das Bauernhaus gehört zum seltenen Typ des Gadenhauses, bei dem Wohnhaus und Stall zusammengebaut sind. Dabei steht der First des Stalles quer zu demjenigen des Hauses.

Bei der Restaurierung des Wohnhauses wurde der Zustand der Veränderungen des frühen 19. Jahrhunderts beibehalten, um die stilistische Einheit von Haus und Stall nicht zu stören. Zwischen den beiden musste aus Sicherheitsgründen eine Brandmauer eingezogen werden, da der Stall immer noch benützt und dort Heu gelagert wird. Die Erschliessung im Einschnitt zwischen Haus und Stall blieb erhalten, jedoch wurde dort ein Windfang eingefügt. Die alte Eingangssituation auf der Westseite wurde ergänzt. Die Einzelfenster mit zweifacher Sprossenteilung und mit Fensterfuttern in den Laibungen und Verkleidungsbrettern an den Fassaden blieben in der überlieferten Art erhalten.

Im Inneren waren wesentliche Verstärkungen der Statik notwendig; die alte Raumeinteilung blieb jedoch erhalten. So liegt das Treppenhaus in unüblicher Art als Kehrtreppe in der Nordostecke des Hauses. Küche und Stube werden durch einen kleinen Vorraum erschlossen, ein durchgehender Gang fehlt, sodass die Küche direkt an der Stubenwand anschliesst. Von der Westseite her wird die Küche ohne Abtrennung direkt betreten.

Lachen: Riedkapelle, Aussenrestaurierung

Zur Restaurierungsgeschichte

Die Restaurierungsarbeiten beschränkten sich auf die Konservierung des Äussern. Das Innere wurde lediglich gereinigt und die Bänke aufgefrischt. Gereinigt und auf ihren Zustand hin überprüft wurde auch die wertvolle Ausstattung. Zur Restaurierungsgeschichte der Fassaden bestehen Unsicherheiten. Aus der Bauzeit der Kapelle (Baubeginn 1679) stammen das Hauptportal mit den beiden flankierenden Fenstern sowie das Südportal. Sicher gehören auch die vorgemauerten Pilaster an der Eingangsfront sowie an den Längswänden als Markierung des Übergangs vom Schiff zum Chor dazu, da sie im Verband mit der Aussenmauer aufgezogen sind. Diese kräftigen nach oben stark verjüngten Pilaster passen stilistisch ins ausgehende 17. Jahrhundert (siehe die zeitgleiche Beichtkirche von Einsiedeln, S. 284–291). Erstaunlich traditionell im Vergleich zum Hauptportal mit gesprengtem Giebel, zur Fassadengliederung mit den monumentalen Pilastern und zu den kräftigen Pilastern ist das mit einem spätestgotischen Eselsrücken versehene, 1680 datierte Seitenportal auf der Südseite.

Im 18. Jahrhundert wurden die heutigen grossen Fenster eingebrochen und diese mit Fensterbekrönungen in Sgraffitotechnik dekoriert. Die Bekrönungen zeigen Engelsköpfe, ganze Putti sowie Blumengehänge. Die gleichzeitige, in die grosse Nische an der Südseite des Chors gemalte Sonnenuhr ist in Freskotechnik ausgeführt. Anlässlich der Restaurierung von 1966/67 wurden die im 18. Jahrhundert zugemauerten Fenster von 1680 in Form von Blendnischen gezeigt. Lediglich die grosse Nische an der Chorwand mit der aufgemalten Sonnenuhr, welche die Form der Fenster aufnimmt, stammt aus der Bauzeit. Auch das grosse Vorzeichen beim Hauptportal an der Westseite dürfte erst im 18. Jahrhundert vorgesetzt worden sein, da dieses auf die Monumentalordnung der Pilaster keinen Bezug nimmt. Aus der gleichen Zeit stammt auch die Johann Baptist Babel zugeschriebene Schmerzensmutter über dem Haupteingang. Nach Albert Jörger, Kunstdenkmäler der March, S. 208, wurden die Sgraffiti des 18. Jahrhunderts anlässlich der Restaurierung von 1890/91 vollständig erneuert. Die Putzstruktur und –zusammensetzung lässt jedoch vermuten, dass diese im Wesentlichen noch aus dem 18. Jahrhundert stammen und im 19. Jahrhundert lediglich ergänzt worden sind, wie es auch anlässlich der Restaurierung von 1966/67 nochmals der Fall war. Dabei wurde jedoch der an der Südostecke des Chors ehemals eingeritzte Pilaster nicht ergänzt. Erhalten war lediglich die obere Hälfte des Kapitells.

Abb. 21: Lachen, Riedkapelle. Die ursprünglichen Fenster von 1680 sind als Blendnischen ablesbar. Die Sgraffiti entstanden im Zusammenhang mit den neuen Fenstern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Aus der gleichen Zeit stammt das Vorzeichen.

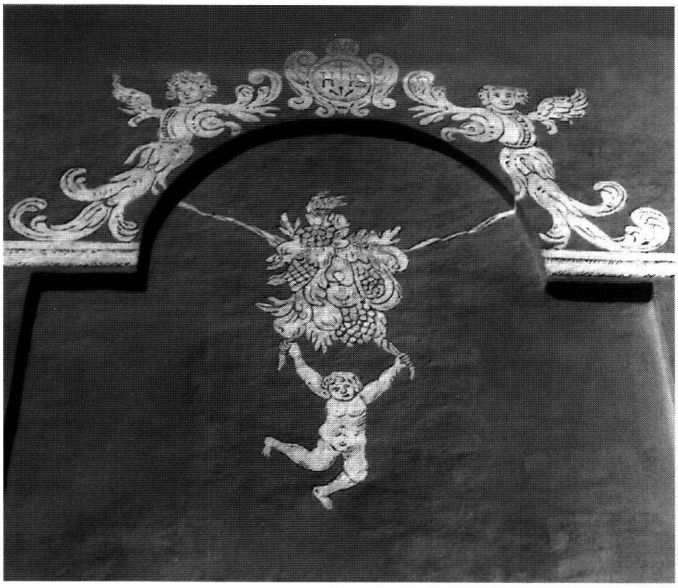

Abb. 22: Lachen, Riedkapelle. Die Motive wurden in den feuchten Putz geritzt und hell gekalkt. Es handelt sich also nicht um die Sgraffitotechnik, wie sie in Graubünden praktiziert wurde, bei der durch Entfernen der Kalkschlämme der darunterliegende graue Naturputz hervorgeholt wurde.

Die Fassadenrestaurierung

Ziel der Restaurierung war es, die für unsere Kulturlandschaft seltenen Sgraffiti zu konservieren und den Verputz gemäss der alten Mischung zu ergänzen. Dabei wurde der Verputz bei den Sgraffiti gefestigt und die eingeritzten Motive weiss gekalkt. Da der Verputz bis anhin immer mit ockerfarbig eingefärbtem Kalk bemalt worden war, entschloss man sich, diese Maltechnik auch beim neuen Anstrich der Wandflächen beizubehalten. Der Pilaster an der Nordostseite fehlte. Er wurde bis auf die Höhe des Steinsockels nachgeritzt und ergänzt. Die bei der letzten Restaurierung nicht beachtete aufgemalte Kassettierung der Pilaster wurden farblich wieder betont. Die verputzten Flächen des Vorzeichens blieben im Gegensatz zu den ockerfarbigen Fassaden der Kapelle hell. Der doppelstöckige, stark geschweifte Dachreiter über dem Chor erhielt seine rotgraue Fassung zurück Der Verputz des ostseitig an den Chor angebauten Pilgerhöfchens musste leider mit einer kunststoffvergüteten Farbe bemalt werden, da bereits mehrere Male ähnliche, stark in den Untergrund eingedrungene Produkte verwendet worden waren.

Tuggen: Pfarrkirche St. Erhard

Baugeschichte und Befunde

Die Pfarrkirche St. Erhard Tuggen ist im Wesentlichen in drei Zeitabschnitten entstanden. Der Turm gehört noch der gotischen Epoche an. Dazu gehören die kleinen Schallfenster in typisch spätgotischem Flamoyant-Stil, die erst bei der Restaurierung 1958/59 wieder geöffnet wurden. Jünger, also nachgotisch, sind die höher liegenden grösseren Schallfenster aus drei rundbogig geschlossenen schlanken Öffnungen. Der polygonale Chor und das breite Kirchenschiff unter dem durchgezogenen Dach entstanden ab 1733. Anlässlich der Renovation von 1958/59 wurde der Turm um gut zwei Meter aufgemauert und dadurch das Käsbissendach höher gesetzt. Auf die Wiederherstellung der spitzbogigen barocken Wimperge wurde dazumal zu Gunsten des einfachen Käsbissendaches verzichtet. Gleichzeitig wurde die Kirche nach Westen um ein Joch verlängert, wobei das Vorzeichen und das Portal um die erweiterte Achse versetzt und wiederverwendet wurden. Diese Verlängerung des Kirchenschiffs wurde gegenüber dem bestehenden Raum leicht eingezogen, so dass die Verlängerung insbesondere am Äussern gut ablesbar bleibt.

Zum letzten Mal waren die Fassaden von Schiff und Turm in den Jahren 1958/59 im Zusammenhang mit der Verlängerung der Kirche und der damit verbundenen Gesamtrestaurierung saniert worden. Es hatte sich jedoch gezeigt, dass nach vierzig Jahren insbesondere im Bereich der Architekturteile aus Sandstein die Schäden stark zugenommen hatten. Auch beim Fassadenverputz traten in jüngster Zeit vermehrt Schäden auf. Eine erste Besichtigung hatte bestätigt, dass in nächster Zeit irreversible Verluste sowohl beim Sandstein wie auch beim Fassadenverputz auftreten würden, wenn eine Restaurierung hinausgeschoben würde.

Das Innere der Kirche war seit 1959 stark verschmutzt, so dass sich hier eine Reinigung aufdrängte. Eine eigentliche Restaurierung und ein damit verbundener Untersuch war hingegen nicht vorgesehen, obwohl bei Stuckaturen und Altären Zweifel bezüglich der Zuverlässigkeit der heutigen Farbigkeit bestehen. Der Kurzuntersuch anlässlich der Innenreinigung hat immerhin bestätigt, dass die Farbigkeit der Stuckaturen in etwa der originalen Farbigkeit und Farbverteilung entspricht.

Der Untersuch der Fassaden führte zu erfreulichen Resultaten. Es zeigte sich nämlich, dass ein grosser Teil des originalen Fassadenputzes von 1733 unter jüngeren

Abb. 23: Tuggen, Pfarrkirche St. Erhard. An den Fassaden des Chores, des Schiffs und am Turm wurde die kräftige Architekturbemalung anhand des Befundes wiederhergestellt. Die grossflächig original erhaltenen Partien wurden konserviert und integriert.

Kalkschlämmen und Farbanstrichen erhalten war. Bereits bei starkem Streiflicht waren Ritzungen zu erkennen, die auf eine gemalte Architekturgliederung schliessen liessen. Der anschliessende Untersuch vom Gerüst aus bestätigte diese Annahme. An allen Kanten des Kirchenschiffs und am polygonalen Chor standen auf dem leicht vorspringenden Sandsteinsockel graue Eckverbände, bestehend aus in den frisch aufgetragenen Verputz geritzten und anschliessend in Freskotechnik aufgemalten Quadern. Diese grauen Quader sind von dunklen Schatten und hellen Lichtlinien begleitet. Den Abschluss dieser Quaderverbände bilden einfach profilierte Kapitelle, die in ihrem unteren Teil noch in den geraden Mauerflächen eingeritzt sind und sich in der profilierten, verputzten Dachuntersicht fortsetzen. Die einzelnen Quaderverbände sind zudem durch eine dunkle Linie längs der Dachuntersicht verbunden.

Alle Lisenen an Chor und Schiff weisen die gleiche Breite auf. Etwas schmaler sind sie am Turm. Hier zeigte sich, dass die seit der letzten Restaurierung steinsichtig belassenen Sandsteinquader zumindest seit der Barockzeit mit einer dünnen Kalkschlämme, in die einfache Quader geritzt waren, überzogen waren. Selbstverständlich fehlen diese Ritzungen im aufgestockten Teil des Turmes vollständig. Ebenso war der untere und obere Abschluss der Pilaster nicht mehr auszumachen. Da der Turm sehr exponiert ist, waren hier bereits anlässlich der Restaurierung von 1958/59 die gründlichsten Massnahmen und Putzerneuerungen nötig gewesen; der Befund war deshalb am dürftigsten. Immerhin konnte bei besser geschützten Partien in den Ecken soviel originaler Verputz freigelegt werden, dass das barocke Quadersystem eruiert werden konnte.

Neben dem Befund am Objekt selber war die Durchsicht älterer fotografischer Ansichten sehr aufschlussreich. So zeigen Aufnahmen, die zwischen 1900 und 1920 entstanden sind, einerseits die stark abgewitterten Quadermalereien, anderseits aber auch die bis heute deutlich ablesbaren Übergänge in der Putzstruktur der einzelnen Gerüstläufe. Dabei ist auf allen Aufnahmen der oberste durch den Dachvorsprung am besten geschützte Gerüstlauf am besten erhalten und am wenigsten abgewittert. Befund und historische Photographien bestätigten, dass die Fenstereinfassungen und -laibungen weder farblich noch strukturell betont, sondern wie die Fassadenflächen hell gekalkt waren.

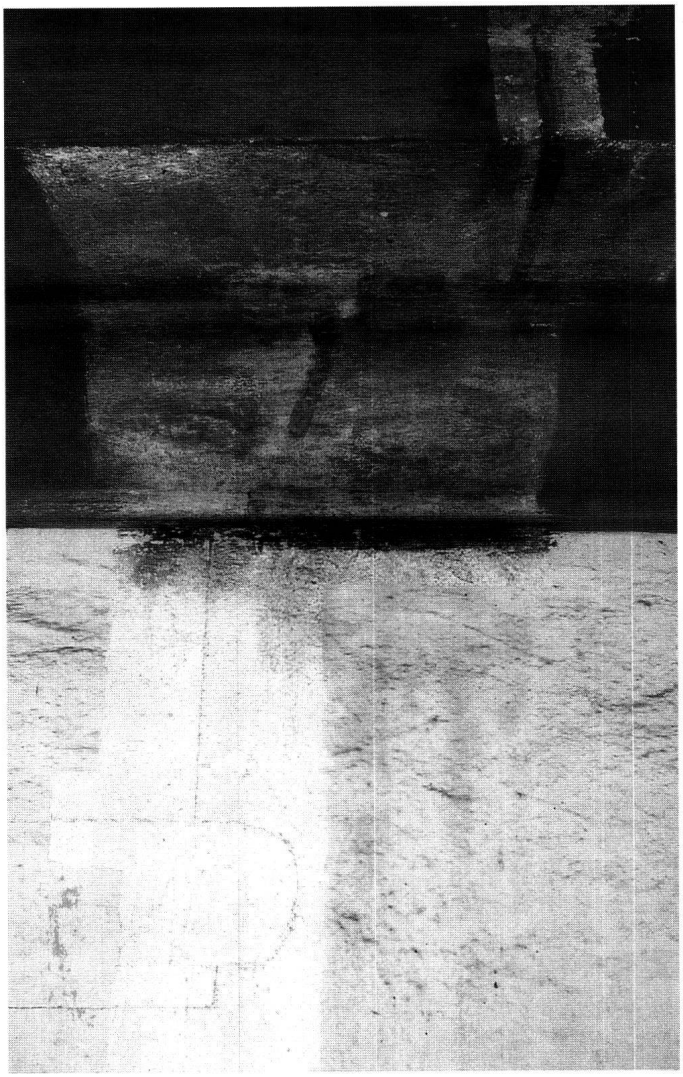

Abb. 24: Tuggen, Pfarrkirche St. Erhard. Gut sichtbar sind die Ritzungen des Kapitells als Abschluss der gemalten Wandpilaster sowie die dunkle Begleitlinie an der profilierten Dachuntersicht.

Die Restaurierung

Ziel der Restaurierung war es, diesen hervorragenden Befund umzusetzen, d.h. den original erhaltenen Verputz mit den Quadermalereien soweit möglich zu konservieren und zu ergänzen. Dabei war der Zustand der einzelnen Partien recht unterschiedlich. Am besten erhalten und freilegbar waren der Verputz und die Malerei am Kirchenschiff. Problematischer war die Konservierung hingegen im Chorbereich. Dicke, stark versinterte Kalkschlämmen über dem

weichen Original bedingten ein vorgängiges Festigen der originalen Verputze und Malschichten durch die harten Schlämmen hindurch, bevor diese abgetragen und das Original freigelegt werden konnten. Die Farbanstriche und die Ergänzung der Quader erfolgten in Kalkseccotechnik. Gleichzeitig mit der Freilegung der originalen Putzpartien wurden jüngere Ergänzungen, soweit diese bezüglich ihrer Struktur oder Materialzusammensetzung störten, entfernt und durch einen weichen, strukturell angepassten Verputz ergänzt. Dies war insbesondere in den Sockelpartien notwendig. Der 1958/59 am Turm ersetzte Verputz blieb erhalten, obwohl er in seiner Oberfläche nicht mit demjenigen an Schiff und Chor übereinstimmt. Über die Steinquader und den bestehenden Verputz wurde jedoch eine zusätzliche Kalkschlämme aufgezogen. Die historischen Aufnahmen zeigen, dass der grobe, stark strukturierte gotische Verputz bis 1958 erhalten geblieben war. Die Quadermalereien an Schiff und Chor wurden nach der Freilegung und Festigung mit Kalkfarbe ergänzt und die übrigen Fassadenteile hell gekalkt. Die Ergänzungen der Quadermalereien am Turm wurden bis auf die heutige Höhe des Dachanschlusses, also inklusive der Turmerhöhung von 1958/59, hochgezogen. Am Turm erfolgten die Anstriche aus konservatorischen Gründen mit Mineralfarbe. Bei den jüngeren Bauteilen, d.h. bei der Verlängerung des Kirchenschiffs sowie der rückseitigen Sakristei, wurde auf die Quaderbemalung verzichtet.

Die Sandsteingewände und Sandsteinquader am Turm wurden gefestigt, zurückhaltend aufmodeliert und neu gefugt. Der Sandstein war bei der letzten Restaurierung zum Teil stark zurückgearbeitet worden, so dass der Verputz heute gegenüber dem Sandstein zum Teil vorsteht. Auf eine Anpassung der Niveaus wurde jedoch verzichtet. Farbbefund war an den Steinen selber keiner mehr auszumachen. Deshalb wurden die Gewände analog der Architekturfassung an Schiff und Chor bemalt.

Heute präsentiert sich das Äussere der Pfarrkirche Tuggen wieder in einem Gewand, das zur reichen Innenausstattung passt. Obwohl vermutet wird, dass bei Restaurierungen in der Regel der alte Aussenputz zu Gunsten eines neuen entfernt wurde, lassen sich bei vielen Objekten durch sorgfältige Untersuchungen immer wieder aufschlussreiche Befunde freilegen. Dabei bestätigt sich, dass auch in unserer Gegend bedeutend mehr Architekturbemalungen vorhanden waren, als oft vermutet wurde, und dass zu den reichen Ausstattungen der Räume auch passende Farbgestaltungen an den Fassaden ausgeführt wurden.

Einsiedeln: Kloster Einsiedeln, Beichtkirche

Zur Geschichte von Beichthaus, Studentenkapelle und Magdalenenkapelle

Der Gebäudekomplex mit dem Beichthaus, der darüberliegenden Studentenkapelle und der doppelstöckigen Magdalenenkapelle entstand vor der Planung der neuen Klosteranlage durch Bruder Caspar Moosbrugger.

Mit dem Bau des *Beichthauses* auf der Südseite der gotischen Klosterkirche wurde im Jahre 1676 nach Plänen des Vorarlberger Architekten Johann Georg Kuen begonnen. Der Bau einer eigenen **Beichtkirche** war wegen der grossen Zahl der Wallfahrer notwendig geworden. Unmittelbar vorher war durch den gleichen Kuen ein neuer barocker Chor an das bestehende gotische Kirchenschiff angebaut worden.

Von einem Neubau der ganzen Klosteranlage war indes nur verhalten die Rede. Diese Planung hat sich insbesondere wegem des grossen Dorfbrandes von 1680 bis in das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts verzögert. Vermutlich war von Anfang an die Realisierung einer *Magdalenenkapelle* als Fortsetzung des Beichthauses geplant. Jedenfalls folgte jenem die Errichtung dieses Bauteils bereits ab 1680. Ein Hinweis auf die gleichzeitige Planung einer Magdalenenkapelle im Zusammenhang mit dem Beichthaus ist der unter dem Verputz versteckte Entlastungsbogen an der Nordwand der Studentenkapelle gegen die Magdalenenkapelle hin. Er deutet darauf hin, dass an dieser Stelle von Anfang an ein Durchgang geplant worden war.

Die *Studentenkapelle* diente zunächst als kleine Sakristei und zugleich als Disputationsraum, war also nicht als Sakralraum geplant worden. Als Kapelle scheint sie erst seit dem 19. Jahrhundert benutzt worden zu sein.

Das darunter liegende *Beichthaus* ist im Vergleich zur zweieinhalb Geschosse hohen Magdalenenkapelle ein niedriger, gedrückter Raum. Noch niedriger war er vor 1902. In diesem Jahr wurde im Rahmen einer Gesamtrenovation von **Beichtkirche** und Magdalenenkapelle das Bodenniveau des *Beichthauses* auf dasjenige der barocken Kirche abgesenkt und unter die Steinsäulen, welche die Gewölbe tragen, schwarze Postamente geschoben. Gleichzeitig wurden auch die Beichtstühle verändert.

Wichtige Umbauten fanden zum gleichen Zeitpunkt auch in der *Magdalenenkapelle* statt. Die Fenster des Schiffs wurden in ihrer Höhe unterteilt, da grössere Emporen eingezogen wurden. Der interessante Chor der

Abb. 25: Einsiedeln, Beichtkirche. Die Westfassade der Beichtkirche war bis zum Bau des neuen Klosters vom Platz her einzusehen. Deshalb ist diese im Gegensatz zur Ostfassade vollständig in Sandstein ausgeführt. Die untere Fensterreihe rechts gehört zum Beichthaus, die darüberliegende zur Studentenkapelle, und die beiden Fensterreihen links führen in die Magdalenenkapelle.

Magdalenenkapelle mit seinem sechseckigen Grundriss wurde vollständig abgetragen, da der Schulgang, der durch den Chor der Kapelle unterbrochen war, nun weitergeführt wurde, um die beiden Schultrakte definitiv zusammenführen zu können. Bei Grabungen in der ehemaligen Totenkapelle sind lediglich Mauerreste dieses Sechseckes zu Tage gefördert worden. Gegen den Studentenhof auf der Nordseite der Magdalenenkapelle hin war zudem ein doppelstöckiges Fenster neben dem Fassadenrisalit, dem hofseitigen Abschluss der Magdalenenkapelle, bis 1902 erhalten. Dieses gehörte vermutlich zu einer kleinen Sakristei, die das Sechseck des Chors gegen aussen zu einem Rechteck vervollständigte. Vom ursprünglichen Chor der Magdalenenkapelle ist somit einzig der unter Moosbrugger in der neuen Klosterfassade integrierte Sandsteinrisalit erhalten.

Während beim Beichthaus und der darüberliegenden Studentenkapelle Kuen als einziger Architekt tätig war, dürfte beim Bau der Magdalenenkapelle bereits sein Steinmetz Caspar Moosbrugger, der spätere Klosterarchitekt, als Planer wesentlich mitbeteiligt gewesen sein.

Dieser Gebäudekomplex wurde im Rahmen des Klosterneubaus ab 1702 vollständig in die neuen Klostergebäulichkeiten integriert. Moosbrugger ging so weit, dass er sogar den oben erwähnten Chorabschluss, der vollständig in Sandstein ausgeführt und architektonisch und ornamental reich gestaltet ist, als Risalit in die neue Fassade integrierte und diesen weiter östlich an der neu entstandenen Nordfassade kopierte, damit eine Fassadensymmetrie entstand. Neu dazugekommen ist unter Moosbrugger der obere Abschluss des Risalits mit integriertem grossen Oculus. Der stilistische Wandel innerhalb der gut 20 Jahre der Entstehung der beiden Risalite ist an der Differenzierung der Ornamente zu erkennen. Da die Westwand der Beichtkirche bis zum Bau des neuen Klosters gegen den Klosterplatz hin sichtbar war und sich dort der Hauptzugang befand, ist auch diese Fassade vollständig in Sandstein ausgeführt. Die Ostfassade der Beichtkirche als die

Abb. 26: Einsiedeln, Beichtkirche. Das Beichthaus gegen den Eingang, der zur Kirche führt. Die schwarzen Postamente wurden anlässlich des Tieferlegens des Bodens im Jahr 1901 unter die grauen Säulen gesetzt. Gleichzeitig wurden die vorher einzeln stehenden Beichtstühle zu Reihen zusammengefasst.

von den Besuchern abgewandte Seite hingegen ist lediglich verputzt. Die **Beichtkirche**, die Studentenkapelle sowie das Schiff der daran angebauten Magdalenenkapelle sind somit die einzigen erhaltenen Zeugen der regen Bautätigkeit des 17. Jahrhunderts, die beim Klosterneubau im 18. Jahrhundert auch akzeptiert wurden. Der von Kuen gestaltete Chor ist hingegen bereits eine Generation nach dem Kirchenneubau durch Franz Kraus vollständig verändert worden.

Zur Restaurierung

Das Restaurierungskonzept sah keine grundlegenden architektonischen Veränderungen, sondern eine fachgerechte Restaurierung dieser Bausubstanz vor. Die Fundamente und das Mauerwerk waren bis auf die Höhe von ca. zwei Metern sehr stark durchfeuchtet, da das anstehende Wasser in den Höfen beidseits der Beichtkirche nur schlecht abfliessen kann. Deshalb musste das Erdwerk sowohl im Innern wie

auch an den beiden Fassaden ausgehoben werden. Aussen wurden Sickergräben angelegt. Im Innern entstand durch das Ausheben die Möglichkeit, unter dem Beichthaus einen zusätzlichen Raum anzulegen. Dieser dient künftig als Dokumentationsraum, wo sämtliche in den letzten Jahren entstandenen und künftig anfallenden umfangreichen Dokumentationen über die Restaurierungsvorhaben innerhalb des Klosterbezirks sicher aufbewahrt werden können.

Die Sandsteinfassaden der Beichtkirche und des Schiffs der Magdalenenkapelle sind vermutlich im Zusammenhang mit der inneren Umgestaltung im Jahre 1902 zum letzten Mal restauriert worden. Zu diesem Zeitpunkt wurden die doppelstöckigen Fenster des Schiffs der Magdalenenkapelle in ihrer Höhe unterteilt. Oben blieb das rundbogige Fenster erhalten, unten entstand ein gleich breites rechteckiges Fenster. Trotz der sorgfältigen Einfügung von Sandsteinquadern zur Unterteilung der Fenster ist die ursprüngliche Fensterhöhe ablesbar geblieben. Weniger rücksichtsvoll war das Aushauen und Ausrunden sämtlicher Sandsteinfugen. Dadurch wurden die einzelnen Quader bossenartig betont und die Steine tiefer neu verfugt. In den Randzonen und in der Dachuntersicht waren jedoch originale Fugen erhalten, die das ursprüngliche Erscheinungsbild zeigen. Auch in den tieferen Schichten der Fugen konnte die Originalmischung des Fugenmaterials eruiert werden. Nach der gründlichen Reinigung der Fassade mit Wasser und einer primären partiellen Festigung mit Kieselsäureester wurden alle zurückgearbeiteten Kanten der einzelnen Quader mit Steinersatz aufmodeliert. Erst dann war es möglich, die Fugen mit dem hellen nachgemischten Fugenmörtel zu schliessen. Durch diese Beruhigung der Fassadenflächen wird die Plastizität der kräftigen vorgesetzten Bauteile wie Pilaster oder Portal- und Fenstereinfassungen betont.

Die originalen Fensterrahmen aus Eisen waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit vorgesetzten, schlecht proportionierten Holzfenstern aufgedoppelt worden. Diese Vorfenster wurden durch schlankere dunkel behandelte Fensterrahmen in Metall ersetzt, die die Aufteilung der Fenster aufnehmen. Dadurch konnten die originalen Metallrahmen der einfach verglasten Fenster erhalten bleiben. Die neuen Metallvorfenster wurden in die bestehenden, schön geschmiedeten und verzierten Haken montiert, die in die Sandsteingewände eingelassen sind. Man kann annehmen, dass in diesen Haken ursprünglich Metallfensterläden hingen, damit die Fenster insbesondere in der heutigen Studentenkapelle, wo die Reliquiare und der Kirchenschatz untergebracht waren, verschlossen werden konnten.

Die Restaurierung des Beichthauses

Im Zusammenhang mit den baulichen Massnahmen von 1902 waren die reichen hochbarocken Stuckaturen von Pietro Neurone kompakt überfasst und teilweise vergoldet worden. Gleichzeitig wurden die Deckenbilder von Johannes Brandenberg aus Zug sowie alle lateinischen Inschriften in den Kartuschen unterhalb der Bilder durch Josef Bertle vollständig übermalt. Die Bildkompositionen wurden dabei im Wesentlichen beibehalten, die Farbgebung aber im Stile des 19. Jahrhunderts wesentlich vereinfacht und gedämpft. Der Untersuch der Bilder zeigte, dass sich die Bilder Brandenbergs unter den Übermalungen in einem hervorragenden Zustand befanden. Zudem sind die meisten Bilder signiert. Die Stuckaturen waren unter den Überfassungen mit Leimfarbe ebenfalls gut erhalten – ohne wesentliche Ergänzungen oder Kratzspuren einer früheren Oberflächenbearbeitung. Die Stuckaturen wurden gründlich auf etwelche Farbfassungen untersucht. Mit Ausnahme der aufgemalten Pupillen bei den Engelsköpfchen sowie den teilweise blauen und roten Hintergründen der Inschriften fanden sich jedoch nicht die geringsten Hinweise auf eine farbliche Behandlung der Stuckaturen oder deren Hintergründe. Dieser gute Befund erlaubte eine sorgfältige Freilegung der Bilder und der Stuckaturen. Auch die Inschriften, teils in Schwarz auf hellem Grund, teils in Gold mit Smalte hinterlegt, konnten vollständig freigelegt werden. Einzig die Smaltehintergründe (blau) waren stark reduziert, so dass diese ergänzt werden muss-

Abb. 27: Einsiedeln, Beichtkirche. Deckenbild im Beichthaus, signiert von Johann Brandenberg.

ten. Hingegen blieben die stumpf gewordenen Goldbuchstaben (Ölvergoldung) im freigelegten Zustand stehen. Auf eine Neuvergoldung wurde verzichtet. Zusätzlich fanden sich bisher unbekannte Inschriften auf rotem Grund in den Kartuschen über den Seitenportalen. Die Deckenbilder wurden im Rahmen der Restaurierung auf ihre Maltechnik hin untersucht. Auf den trockenen Putz wurden dicke Bolusgründe aufgetragen und darauf die Bilder in teils dicker Tempera zum Teil als feine Lasuren in Öl oder Tempera gemalt. Es handelt sich also nicht um Fresken im eigentliche Sinn des Wortes, sondern um Bilder, die entsprechend der damals üblichen Technik für Leinwandbilder gemalt worden sind. Die gleiche Maltechnik Johann Brandenbergs konnte auch bei den Wand- und Deckenbildern im Grossen Saal des Klosters Einsiedeln festgestellt werden (MHVS 89/1997). Die Bilder in der Beichtkirche befinden sich jedoch in einem unvergleichlich besseren Zustand; während im grossen Saal zahlreiche feine Lasuren fehlen, sind sie hier vollständig erhalten. Die Stuckaturen wurden mit leicht abgetöntem Kalk dünn überzogen. Einige nicht störende Pilgerinschriften an den Gewölben wurde sichtbar belassen, die Mehrzahl jedoch, nachdem sie aufgenommen worden waren, überkalkt.

Anlässlich des Tieferlegens des Bodens im Jahr 1902 wurde der alte Sandsteinboden durch einen Holzzementboden ersetzt. Der Sandstein als Bodenbelag ist durch historische Aufnahmen belegt. Anhand dieser fotografischen Aufnahmen wurde wiederum ein Sandsteinboden aus grossen Platten eingebracht, die fugenlos verlegt wurden. Der Boden verleiht durch dieses Erscheinungsbild der Kapelle die notwendige Ruhe.

1902 wurden die Beichtstühle verändert. Die vorher einzeln zwischen den Fensterachsen stehenden, seitlich offenen Beichtstühle wurden zu geschlossenen Fronten zusammengefasst. An dieser Grunddisposition wurde jetzt grundsätzlich nichts geändert. Verzichtet wurde hingegen auf die Beichtstühle, die zusätzlich vor der Trennwand zur Magdalenenkapelle und an den Seitenwänden des Schiffs der Magdalenenkapelle plaziert worden waren. Der Untersuch der Beichtstühle zeigte, dass wesentlich mehr Material des 17. Jahrhunderts wiederverwendet worden ist, als zunächst angenommen wurde. So stammt ein Grossteil der kräftigen Schnitzereien aus der Bauzeit, während der konstruktive Teil der Beichtstühle zur Hauptsache 1902 neu hergestellt worden ist. Nach der Reinigung und teilweisen Freilegung des Holzes – dieses wurde nicht bis auf den Grund abgelaugt – zeigte sich, dass die Farbtöne der alten Schnitzereien mit denjenigen der konstruktiven Teile von 1902 nicht harmonierten. Deshalb waren für die ergänzten Holzteile ausgleichende Farblasuren notwendig, bevor die Holzfronten gewachst wurden. Das Innere der Beichtstühle wurde verändert, indem kleine schalldichte Beichtzimmer eingebaut wurden. Diese sind zeitgemäss zurückhaltend ausgestattet.

Neu ist in der Beichtkirche der Taufstein plaziert; dieser stand vorher in einer kleinen Nische neben dem Sakramentsaltar in der Klosterkirche. Die Schale des Taufsteins aus Alpenkalk und der ebonisierte Deckel stammen noch aus dem 17. Jahrhundert, während der Fuss aus Schliffmarmor eine Ergänzung des 18. Jahrhunderts ist. Die gut erhaltene originale Fassung der bekrönenden Figur mit der Darstellung der Taufe Christi, ein Werk der Curiger-Werkstatt aus dem frühen 19. Jahrhundert, wurde freigelegt. Neben dem Taufstein sind in die Wand kleine Nischen für die Taufgeräte eingelassen. Die darüber plazierten Ikonen stammen aus der Kunstsammlung des Klosters.

Früher wurden das Beichthaus und die Magdalenenkapelle jeweils durch einen hölzernen Winterverschlag getrennt. Heute ist dort eine transparente Trennwand aus Stahl und Glas montiert. Im Bogen davor ist eine Kreuzigungsgruppe aus der Sammlung des Klosters montiert.

Die Restaurierung der Magdalenenkapelle

Wie bereits erwähnt wurde 1902 die Magdalenenkapelle des späten 17. Jahrhunderts stark verändert. Eingreifendste Massnahme war der Abbruch des Chors und dessen Neugestaltung. Gleichzeitig wurden grössere Emporen als Durchgänge zur Studentenkapelle eingezogen, die Bilder und Stuckaturen des Schiffgewölbes vollständig überfasst und die Stuckaturen des neuen verkürzten Chors sowie die Deckenbilder von Josef Bertle neu geschaffen.

Der Untersuch am Gewölbe des Schiffs zeigte, dass im Gegensatz zum Resultat des ersten Kurzuntersuchs die Deckenbilder unter der Übermalung von Josef Bertle gut erhalten sind. Die kräftigen Stuckaturen waren analog derjenigen in der Beichtkirche lediglich mit Leimfarbe übermalt. In ebenso gutem Zustand befand sich auch die Wand

Abb. 28: Einsiedeln, Beichtkirche. Gewölbe der Magdalenenkapelle mit Stuckaturen Neurones und von Johann Brandenberg signierten Deckenbildern. Allerdings ist fraglich, ob diese von Brandenberg selber ausgeführt wurden oder ob er die Arbeiten eines in der Freskotechnik gewandten Unterakkordanten signiert hat.

Abb. 29: Einsiedeln, Beichtkirche. Über dem Portal, das von der Galerie der Magdalenenkapelle zur Studentenkapelle führt, konnte ein Wandbild der Maria Magdalena als Buhlerin freigelegt werden. Das Bild ist von Stuckkartusche umgeben.

Abb. 30: Einsiedeln, Beichtkirche. Wandbild über dem nördlichen Fenster an der Westwand des Schiffs der Magdalenenkapelle. Neben allegorischen Darstellungen ist das alte Kloster, die Gnadenkapelle sowie der gotische Marienbrunnen auf dem Klosterplatz dargestellt.

mit den Wappen der damaligen Konventmitglieder an der Chorbogenwand. Zusätzlich fand sich an der Schiffsrückwand – in dem Stuckrahmen über dem Portal zur Studentenkapelle – die Darstellung einer Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung. Sie ist als lebenslustige Frau mit keckem Federhut dargestellt, die einen kleinen Amor mit Pfeilbogen auf den Knien hält. Am linken Bildrand wird ein Spiegel sichtbar, in dem sich ein weiterer Putto spiegelt. An die Rückwand ist das Porträt eines Liebhabers gemalt. Der reiche Stuckrahmen ist von einem flächenfüllenden roten Vorhang begleitet, dem gleiche Farbton, mit dem auch der Hintergrund der Wappenwand belegt ist. Der Untersuch bestätigte, dass auch hier die Stuckaturen des Gewölbes und an den Wänden nur hell gekalkt waren. Lediglich die Augen der Putti zeigen aufgemalte Pupillen und die Mitra über dem Abtwappen am Chorbogen feine rote Striche in den Bordüren.

Von besonderem Interesse ist die Feststellung, dass der Bildzyklus des 17. Jahrhunderts mit der Darstellung von Büsserinnen, biblischen und allegorischen Szenen hier im Gegensatz zu jenem im Beichthaus als Fresko ausgeführt ist. Seccolasuren sind, wie bei einem Fresko üblich, sehr beschränkt vorhanden. Nur das Mittelbild ist von Johann Brandenberg signiert und mit 1682 datiert. Sonst sind von Brandenberg lediglich Bilder in der beim Beichthaus beschriebenen Technik bekannt. Es ist nun fraglich, ob diese in qualitätsvoller Freskotechnik ausgeführten Bilder tatsächlich von Brandenberg stammen oder lediglich von ihm als Auftragnehmer signiert worden sind. Leider geben die Klosterakten darüber keine schlüssige Auskunft (Mitteilung von Anja Buschow, Einsiedeln).

In Anbetracht der hohen Bildqualität wurde der Beschluss, die Übermalung von Bertle sowie die Teilvergoldungen des Stucks im Rahmen der Umgestaltung von 1902 zu belassen, nochmals diskutiert. Alle Beteiligten entschlossen sich, die Decke im gleichen Stil zu behandeln wie bei der Beichtkirche, die Bilder und Stuckaturen also freizulegen. Belassen wurde hingegen die Empore von 1902, die nun das Schiff des 17. Jahrhunderts und den Chor von 1902 zusammenbindet. Allerdings wurde zu Gunsten einer intensiveren Lichtführung bei den Emporen zumindest an den Seitenwänden auf das schwere, geschnitzte Gitter verzichtet. Belassen wurde dieses hingegen an der Rückwand des Schiffs sowie auf den Choremporen. Erhalten blieben auch die Baluster auf der Empore sowie die neobarocken Stuckaturen an der Untersicht der Durchgänge. Die Baluster wurden freigestellt, damit von den seitlichen Fenstern zusätzlich Licht in den Raum eindringen kann. Durch diese Massnahmen wurde dem ursprünglichen Gedanken des starken Gegensatzes von dunklem Beichthaus und heller Magdalenenkapelle vermehrt Rechnung getragen.

Der Chor mit neobarockem Altar, Stuckierung und Deckenbildern wurde gereinigt und konserviert; auf ein Aufschleifen des Altars in Schliffmarmor aber verzichtet, da dies keinen optischen Gewinn gebracht hätte und mit dem Verlust der gut erhaltenen Vergoldung verbunden gewesen wäre. Das wertvolle, 1681 datierte Altarbild des Münchners Johann Caspar Sing, die büssende Maria Magdalena darstellend, wurde konserviert und von Übermalungen befreit. Der neue Zelebrationsaltar wurde von Franco Giacomel, Zürich, geschaffen. Nach Abschluss der Arbeiten im Beichthaus und in der Magdalenenkapelle wird auch die heutige Studentenkapelle, deren Zustand durch verschiedene Restaurierungen schlechter ist, restauriert werden.

Trotz der teilweise eingreifenden Massnahmen um 1900 bildet der beschriebene Komplex ein wertvolles Zeugnis der Bautätigkeit des 17. Jahrhunderts im Kloster Einsiedeln. Dank des guten Zustands blieben diese Räume anlässlich des Neubaues des Klosters Anfangs des 18. Jahrhunderts erhalten und wurden in diesen integriert.

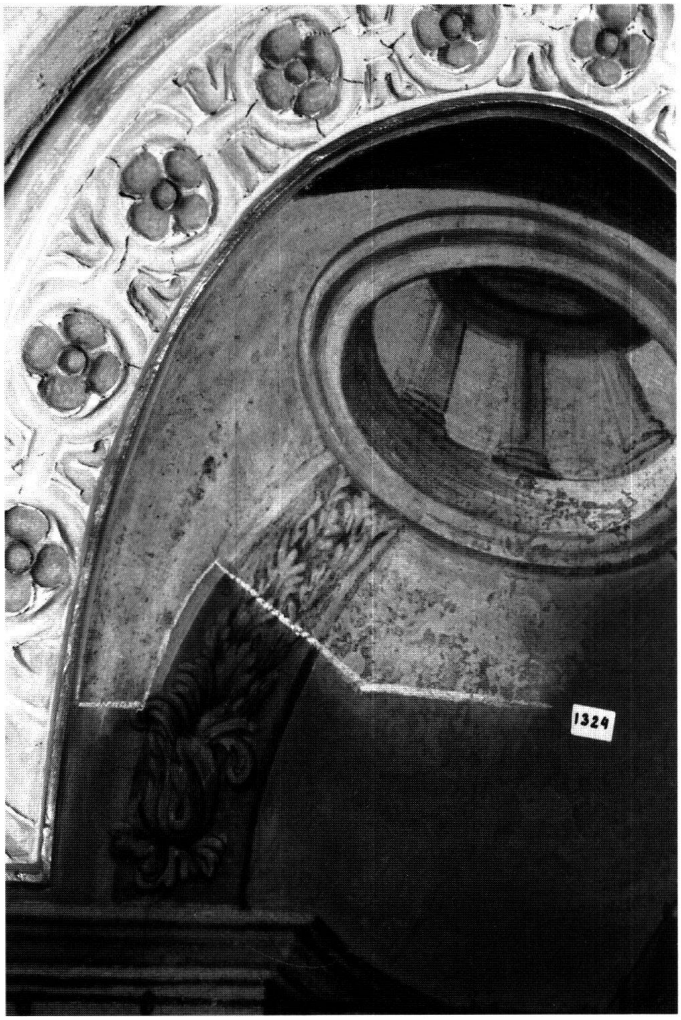

Abb. 31 + 32: Ausschnitte aus den Deckenbildern der Magdalenenkapelle während der Freilegung. Die Freilegungsproben zeigen, dass die originalen Bilder des 17. Jahrhunderts wesentlich leichter gemalt wurden, als die Übermalungen von Bertle.

Küssnacht: Haus Holzgang, Seeplatz 4

Das herrschaftliche Wohnhaus bildet zusammen mit dem Rathaus und dem ehemaligen Schulhaus eine bedeutende barocke Baugruppe am Seeplatz. Der längsrechteckige Grundriss des Gebäudes gleicht demjenigen das Rathauses, zu dem es rechtwinklig ausgerichtet ist. Das Dach besitzt die für das späte 18. Jahrhundert beliebte Form eines Walms, der durch Aufschieblinge an der Traufe leicht angehoben ist. Auf jeder der vier Dachflächen steht ein dominanter abgewalmter Dachgiebel. Die Dachuntersicht zeigt eine elegant geschweifte Vergipsung, die auf einem abschliessenden Fassadenprofil ansetzt. Die Fenster sind regelmässig angeordnet. Die Fenster des ersten Obergeschosses sind zudem höher gestaltet als diejenigen des zweiten Obergeschosses, was bei der Fassade Spannung erzeugt und das Piano nobile deutlich ablesbar macht.

Der Untersuch der Fassaden hat bestätigt, dass der Baukörper in seinem ganzen Umfang aus dem 18. Jahrhundert stammt. Aus dieser Zeit stammen auch die Dachuntersicht mit dem profilierten Abschluss zur Fassade sowie die Fenster- und Türgewände aus Sandstein. Damals besass das Gebäude einen hell gekalkten Verputz, der in der originalen Struktur einzig an den Dachgiebeln erhalten ist. Vermutlich waren zu jenem Zeitpunkt einfach verputzte, leicht vorstehende Ecklisenen analog denjenigen an den Lukarnen vorhanden. Die heutige Fassadengestaltung entstand Anfangs des 20. Jahrhunderts. Die einfache barocke Fassadengestaltung wurde durch aufgesetzte kannelierte Eckpilaster und Fensterbekrönungen in Kunststein ergänzt. Da diese jüngere Gestaltung zum grossen Teil gut erhalten war und dem Stil das Hauses angepasst ist, wurde sie beibehalten und wo nötig ergänzt. Von dieser neobarocken Dekoration fehlte vor der Restaurierung lediglich der Eckpilaster an der Südwestecke sowie ein Teil des Gurtgesimses über dem Sockelgeschoss. Zum grossen Teil musste die vergipste, sehr schadhafte Dachuntersicht erneuert werden. Das Dach wurde vollständig mit alten Ziegeln umgedeckt und die Farbgebung anhand des Befundes erneuert. Die grob verputzte Fassade ist hellbeige gestrichen, ein helles Grau zeichnen die Lisenen und die Fenstereinfassungen aus. Die Dachuntersicht ist weiss. Zusammen mit den hellgrünen Fensterläden ist diese warmtonige Farbgebung typisch für Fassadendekorationen des Neobarocks.

Abb. 31: Küssnacht, Haus Holzgang, Seeplatz 4. Das spätbarocke Bürgerhaus wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch aufgesetzte Pilaster und Fensterbekrönungen in Kunststein bereichert. Die barocke Gesamtform blieb dabei jedoch erhalten.